DAS UNRECHT FRANKREICHS IM KRIEGE VON 1870: DIE BONAPARTES...

Cornelis Willem Opzoomer







<36635019430012

c

DAS UNRECHT FRANKREICHS

IM KRIEGE VON 1870.

DIE BONAPARTES

UND

DAS RECHT DEUTSCHLANDS

AUCH NACH SEDAN.

VON

DR. C. W. OPZOOMER,

Professor der Rechte an der Universität zu Utrecht.

Eine holländische Stimme über den deutsch-französischen Krieg.

BERLIN, 1871.

PUTTKAMMER & MÜHLBRECHT

Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

64 Unter den Linden.



VORWORT.

Die vorliegende Schrift, welche hiemit der Oeffentlichkeit übergeben wird, bedarf wohl keiner Rechtfertigung ihres Erscheinens. Von dem Tage an, an welchem uns Frankreich den Krieg erklärt hatte, waren die Blicke des deutschen Volkes, wenn auch natürlich in erster Linie auf den Gang der Ereignisse, in zweiter jedenfalls anf die Haltung gerichtet, welche das Ausland, theils mittelst seiner Diplomatie, theils mittelst seiner Presse dem Riesenkampfe gegenüber einnahm. Mit einer gewissen Sorgfalt hat die deutsche Presse die Urtheile und Meinungen gesammelt, welche im Auslande über Deutschland und Frankreich gefällt und geäussert wurden: mit leicht erklärlicher Theilnahme hat man die Worte eines Carlyle, des Anwaltes der deutschen Sache in England, vernommen und mit berechtigtem Stolze durften wir die Thatsache constatiren, dass es in England hauptsächlich die Aristokratie des Geistes und der Bildung, sowie der gesunde mittlere Bürgerstand waren, deren Sympathieen unerschütterlich fest zu Deutsch land und seiner gerechten Sache hielten.

Wie man sich aus den beiden Broschüren Opzoomer's überzeugen wird, lagen die Verhältnisse in Holland bei Beginn und im Verlaufe des Kriegs durchweg anders. Von der klerikalen Parthei zu schweigen, die schon aus dem Gefühle der Wahlverwandschaft mit ihren Sympathieen im Lager des durch den Ultramontanismus gestützten

und innig mit ihm verbundenen Bonapartismus weilte, war es besonders die Aristokratie und die conservative Parthei, welche theils aus Vorliebe für französische Bildung und französisches Wesen, theils aus Furcht vor dem weitern Erstarken Preussens und der Einheit Deutschlands, deren Gefährlichkeit für die holländische Selbständigkeit man in diesen Kreisen als einen unbestreitbaren patriotischen Glaubenssatz verkündet und festhält, offen und laut ihre Hoffnung auf den Sieg der französischen Waffen äusserten. Während der grösste Theil der liberalen Parthei von Beginn des Krieges an mehr oder weniger entschieden die gerechte Sache Deutschlands vertheidigte, vollzog sich auch hier nach der Katastrophe von Sedan ein sehr bemerkbarer Umschwung, indem man jetzt die weitere Fortsetzung des Krieges, nachdem der Urheber desselben gefallen, mit den schärfsten Ausdrücken verdammte und die Rollen zwischen Angreifer und Angegriffenem einfach vertauschte.

Mit einer der hohen Bedeutung der Sache entsprechenden Gründlichkeit bekämpft der Verfasser beider Broschüren die Vorurtheile und die Sophismen, die sich eines Theils des Volks bemächtigt haben, mit edlem Eifer und begeisterter Wärme erhebt er mitten unter einer andersdenkenden Umgebung, die der kritiklosen Tagesphrase auf Gnade und Ungnade sich ergeben, die Fahne des Rechtes und der Vernunft und mit Genugthuung kann er schon heute sich auf den Umschlag in der öffentlichen Meinung seiner Mitbürger berufen, die durch die Jämmerlichkeit der sich in Frankreich vollziehenden Thatsachen ad absurdum geführt sich vor der Wahrheit der von ihm verkündigten Meinungen nicht mehr verschliessen können.

Es ist desshalb auch nur der Tribut der Dankbarkeit, den wir dem muthigen Verfasser der beiden Broschüren mit der Uebersetzung derselben zollen, eine Dankbarkeit, die vom deutschen Volke um so tiefer gefühlt werden muss, je grössere Seelenkraft und Ueberzeugungstreue dazu gehört, um beinahe allein, von den frühern Bundesgenossen theils verlassen, theils von den verschiedenen Gegnern nach-

drücklich und mit den Waffen der Partheileidenschaft bekämpft, dem Strome der herrschenden Tagesmeinung entgegenzutreten.

So möge denn der vorliegenden Broschüre beim deutschen Publikum der Empfang zu Theil werden, welchen sie nach ihrer edlen, nur den Sachverhalt behandelnden und von aller Gehässigkeit gegen Andersdenkende entfernten Form, wie nach ihrem auf sittlichem Ernste und strengem Wahrheitsgefühl beruhenden Inhalte verdient!

Der Uebersetzer.

I.

DAS UNRECHT FRANKREICHS IM KRIEGE VON 1870,

VON

DR. C. W. OPZOOMER,

Professor der Rechte an der Universität zu Utrecht.

VORREDE.

Vorliegende Schrift macht keinen andern Anspruch, als ein Beweis, und wie ich denke, ein sehr einfacher und deutlicher Beweis über Recht und Unrecht zu sein. Da es mir in erster Linie auf den Inhalt und die Beweiskraft ankam, so habe ich auch die Form nicht in der Weise, wie man es vielleicht hätte erwarten können, berücksichtigt; denn ich war genöthigt, um der Rücksicht auf erstere vollständig zu genügen, mich einer ziemlichen Anzahl von Citaten, theilweise mitten im Texte, zu bedienen.

Was ist nun Recht? denn diess ist doch überall die Cardinalfrage. Ist sie vom Verstande beantwortet, dann haben Anwandlungen des Gefühls, Sympathie oder Antipathie, keine Stimme mehr. Das Urtheil über die grossen Ereignisse im Leben der Völker darf nicht von zufälligen Neigungen abhängen, die in der Regel nur Vorurtheile sind.

In Folge unserer Erlebnisse in den letzten Wochen haben sich die Sympathieen für Frankreich in unserem Vaterlande etwas abgekühlt; denn dass die französische Regierung und besonders das französische Volk so tief gesunken wäre, hatte man freilich nicht erwartet. Dennoch aber ist die Vorliebe für Frankreich noch bei vielen unserer Landsleute sehr tief eingewurzelt. Fragt man nach den Gründen derselben, so erhält man oft die lächerlichsten Antworten. Eigenschaften der deutschen Nation, welche wir mit letzterer gemein haben, erwecken Antipathie, während eitle Formen ohne Inhalt und Werth, um welche wir die Franzosen nicht zu beneiden hätten, zur Bewunderung hinreissen.

In der That, es gibt eine gewisse Bildung, an deren Spitze Frankreich steht. Aber es ist diess eine Bildung, die zum Verderben führt, es ist die Bildung des Scheins und der Uebertünchung, und wo ihr

Geist durchdringt, da fördert sie nur Böses zu Tage. Spiegeln wir uns an den höhern Ständen der russischen Gesellschaft! Weg mit allem, was uns französisiren kann! Wir, Mitglieder des grossen germanischen Stammes, müssen uns unsern germanischen Charakter, der schon den Römern Ehrfurcht einflösste, unversehrt erhalten!

Wird sich das tief in Lügenhaftigkeit und Prahlerei, in Anmassung und Herrschsucht, in Leichtsinn, Unsittlichkeit und Barbarei versunkene französische Volk wieder von seinem Falle erheben können? Wird es an die Stelle seiner falschen Bildung jene wahre Bildung setzen, welche sich in Wahrheit und Sittlichkeit äussert? Ich bezweifle es. Zum dritten Male beginnt nun mehr die Tragikomödie der Republik. Wird sie wieder den alten Kreislauf nehmen? wird jede gemässigte und friedliebende Regierung wieder verachtet und geschmäht werden und wird Frankreich nichts anders mehr erleben, als die ewige Abwechslung von Monarchie und Republik, von Anarchie und Säbelherrschaft? Wenn dieser Fall eintritt, — und es hat auch allen Anschein dazu — dann wandelt Frankreich auf demselben Wege, den Spanien gegangen; was mich betrifft, so glaube ich, dass es auf diesem Wege schon mit Riesenschritten vorwärts gegegangen ist. Wenn nicht eine grosse Wiedergeburt statt findet, — und woher sollen die Lebenskräfte zu ihrer Durchführung kommen? — dann ist Frankreich schon das Volk der Vergangenheit, während England sich an die Gegenwart festklemmt und die Zukunft Nordamerica und Deutschland gehört.

OPZOOMER.

Utrecht, 8 September 1870.

Kaum war der Krieg an Preussen und seine deutschen Bundesgenossen erklärt, als eine aus dem Haag datirte Correspondenz in „le Temps" behauptete, „dass die vernünftigen Leute hierzulande, namentlich diejenigen, welche auch an den morgenden Tag denken, auf den Sieg der französischen Waffen hoffen, weil, wenn Preussen aus einem solchen Kampfe siegreich hervorgehen würde, es die tonangebende Macht in Europa werden und Holland nur noch mit seiner Erlaubniss existiren würde." [1])

Selbst auf die Gefahr hin, nicht zu den „gens raisonnables" [2])

---

[1]) „Les gens raisonnables par ici, ceux qui pensent au lendemain, espèrent que les armées françaises seront victorieuses, parce que si la Prusse sortait triomphante d'une telle lutte, elle serait la puissance dominatrice en Europe et la Hollande n'existerait plus qu'avec permission" le Temps, 21 Juli 1870.

[2]) Wir haben wahrhaftig nicht viel davon bemerkt, dass unsere „gens raisonnables" auf den Sieg der französischen Waffen gehofft haben. Was unsere Journale betrifft, so weiss ich nur zwei zu nennen, in welchen diese Hoffnung in ziemlich unzweideutiger Weise ausgesprochen wurde. Das erste ist das „Dagblad van Zuid-Holland," welches diesen Standpunkt auch jetzt noch, nach der Proklamirung der Republik, vertritt, das zweite ist die „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in ihrem Leitartikel vom 30 Juli. Dieser ist in der That ein Muster von Weisheit! Curiositätshalber will ich hier Einiges aus demselben mittheilen. Das zuletzt genannte Blatt versichert uns allen Ernstes, dass im Kriege von 1866 „die höhere strategische Leitung" auch von Preussens Seite „sehr mangelhaft gewesen sei," und zwar so mangelhaft, dass „sie sich nur aus vollständiger Unkentniss der richtigen Principien der Kriegführung erklären lasse." Hätten die Preussen 1866 „einem mittelmässigen französischen General gegenüber gestanden, dann hätte dieses Jahr sicherlich „ein zweites Jena" zu Tage gefördert und „Moltke würde in der öffentlichen Meinung dann nicht höher stehen, als seine nicht eben berühmten Collegen in Oesterreich und Baiern." In seiner Phantasie sieht der Verfasser des Leitartikels schon, „wie Berlin von der Nordseite bedroht ist" und „die Franzosen in Pommern landen." Er gibt den Franzosen den Rath „keinen directen Angriff auf den Rhein zu machen"

gerechnet zu werden, hielt ich es dennoch für meine Pflicht, gegen diese Erklärung zu protestiren.

Im „Utrechtsch Provinciaal en Stedelijk Dagblad" vom 28 Juli schrieb ich darauf folgendes:

„Wie? wir sollten französisch gesinnt sein, und diess auf solchem Grund und Boden? Unsere verständigen Leute sollten die Uebermacht von Preussen fürchten, die von Frankreich dagegen nicht? Wir sollten die Existenz unseres Volkes durch ein übermächtiges Preussen, und nicht durch ein übermächtiges Frankreich für bedroht halten? Was hat uns denn die Erfahrung gelehrt? Wurde der Friede von Europa, die Ruhe der Staaten, die Freiheit und Selbständigkeit der Völker in früheren Jahrhunderten von Deutschland gestört und mit Füssen getreten oder von Frankreich? Und dann unser eigenes Vaterland! Hat man die Aufgabe vergessen, die unser grosser Wilhelm III zu lösen hatte? Oder die Zeit unserer Revolution und unserer Befreiung? Wir haben einmal die Franzosen als unsere Retter begrüsst, als wir um den Freiheitsbaum tanzten und wir wissen, was diese Retter uns gebracht haben. Unsere Blutegel, unsere Räuber, unsere Henker sind sie gewesen. Auch die Preussen haben wir einmal als Retter begrüsst und in der Ebene von Waterloo haben sie mit uns gestritten und gesiegt, für ihre eigene Unabhängigkeit und für die unsere. Nein! unsere verständigen Leute lassen sich durch das verführerische Pfeifen des

---

und fährt dann fort: „Aber wenn man die Preussen nur kommen lässt und von ihren Fehlern den rechten Gebrauch macht und zu gelegener Zeit mit dem den französischen Generalen eigenthümlichen Scharfblick zum Angriff übergeht, dann wird vielleicht .... aufs neue der Beweis geliefert werden, dass Frankreich die erste Militairmacht der Welt ist." Und diess ist es auch, was er hofft; und warum? Weil, „wenn die Franzosen siegen, die Preussen bald nachgeben werden. Aber sollten die Preussen siegen und würden ihre siegreichen und übermüthigen Schaaren gegen Paris marschiren, das so nahe bei den Grenzen liegt, wer könnte dann das Ende dieses Krieges voraussehen? Denn Frankreich, kräftig und reich, kann die Erniedrigung nicht dulden, dass das gehasste Preussen seinen Fuss auf französischen Boden setzt." Endlich macht er noch die Expectoration: „Unsere Sympathien sind weder für Frankreich, noch für Preussen ... die beiden streitenden Theile sind uns vollständig gleichgültig." Kein Wunder, denn er ist überzeugt, dass der Inhalt der durch die „Times" veröffentlichten Uebereinkunft „die geheimsten Gedanken von Napoleon und Bismark ausdrückt." Es ist Schade, dass der geniale Schreiber sich nicht genannt hat! Selbst in der Bescheidenheit kann man zu weit gehen.

französischen Vogelstellers nicht mehr fangen. Wir sind nicht blind dafür, dass ein Napoleon auf dem französischen Thron sitzt, der Neffe des Oheims, der Mann der Napoleonischen Ideen, der es noch nicht vergessen hat, dass sein Vater und Oheim den holländischen Staat regiert haben und der, wie er den Sturz des Kaisers schon an Russland und Oesterreich gerächt hat, noch von Rache an Preussen und England, an Holland und Belgien träumt. Nein, wir werfen uns Frankreich nicht zum zweiten Male in die Arme... Besonders in der französischen Uebermacht sehen wir für uns kein Heil, am allerwenigsten, wo diese Uebermacht der Lohn eines Krieges sein würde, der lange vorbereitet, selbst ohne Schein des Rechtes begonnen und vor wenigen Wochen mit heuchlerischer Sprache noch undenkbar genannt wurde. Denn mit unserem gesundem Verstande verbinden wir auch die Ehrlichheit unseres Charakters. Man verkennt unser Volk, wenn man meint, dass wir allein darnach fragen, wessen Sieg und wessen Niederlage für uns am vortheilhaftesten ist? Zuerst fragen wir nach Wahrheit und nach Recht.... und wo in diesem Kampfe das Recht, wo das Unrecht ist, darüber kann unser Verstand nicht im Zweifel und unser Rechtsgefühl nicht im Unsichern sein."

Ich behauptete also einfach, dass unsere „verständigen" Leute keine Sympathie für Frankreich haben, weil Sympathie für Frankreich haben *das Gegentheil von verständig wäre.* Und um diess recht deutlich ins Licht zu stellen, wies ich auf unsere natürliche Furcht vor Frankreichs Eroberungssucht und zugleich auf das Recht hin, welches in diesem Kriege vollständig auf Seiten Deutschlands ist.

Dr. Réville,[1]) der mit dem Journal „le Temps" in Verbindung steht und sich desshalb zur Vertheidigung jener angegriffenen Erklärung für verpflichtet hielt, begriff denn auch die Nothwendigkeit, um diese zwei von mir angeführten Gesichtspunkte zu bestreiten.

Was den zweiten betrifft, so begnügte er sich mit den kurzen Worten: „Ich will auf die Erörterung des guten Rechtes im jetzigen Kriege lieber nicht eingehen. Wenn ich mich auf den Vorfall beschränke, der ihn herbeigeführt hat, so sehe

[1]) Prediger an der Wallonischen reformirten Gemeinde in Rotterdam, bekannt als freisinniger theologischer Schriftsteller und geistreicher Mitarbeiter an der „revue des deux mondes."

ich dieses gute Recht auf keiner Seite, ebensowenig bei denjenigen, welche alles gethan haben, um ihn zu provociren, als bei denen, welche nichts versäumt haben, um eine Gelegenheit zu seiner Erklärung zu finden. Im Grunde kann ich darin nichts anders erblicken, als die für unsere Civilisation demüthigende Explosion eines Antagonismus, der auf die letzten vier Jahre zurückzuführen ist und der jetzt endlich seinen Culminationspunkt erreicht hat."

Etwas ausführlicher sprach er über den erstern Punkt.

Mich gelüstet es, anders zu handeln und ich wünsche bei der Rechtsfrage etwas länger stillezustehen, ja mich in den folgenden Zeilen ausschliesslich mit derselben zu beschäftigen. Und hauptsächlich desshalb, weil sie für den sittlichen Menschen die wichtigste ist und weil ich es für möglich halte, sie in ein für allemal genügender und überzeugender Weise zu beantworten. Wo der eine behauptet, dass unser Land von Frankreich viel zu fürchten hat, während ein anderer preussische Annexionsgelüste befürchtet, da kann man im Hinblick auf die Geschichte lange streiten, ohne jemals in den Stand gesetzt zu werden, ein sicheres Resultat zu liefern. Wer auf historische Gründe gestützt über die Zukunft spricht, kommt über die Wahrscheinlichkeit nicht hinaus; was diese oder jene Macht früher oder später begehren wird, hängt von einer Reihe von Umständen ab, deren Mehrzahl uns vielleicht unbekannt ist. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn es sich um das Recht, also um die Vergangenheit, handelt. Auf die Frage: Hat der Mann der eine bestimmte That verrichtet, das Recht sie zu verrichten? kann man nicht nur mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit vollständiger Gewissheit antworten. Die Differenzen zwischen streidenden Partheien sind jedesmal zu entscheiden, da bekanntlich eine ausgebildete Rechtswissenschaft besteht, welche den Richter in den Stand setzt, seine Aufgabe zu erfüllen und zu entscheiden. Wer die streitenden Partheien sind, diess ist ganz gleichgültig. Kann man mit Sicherheit feststellen, ob ein Mensch das Recht hatte, einem andern einen Schaden an seinem Vermögen zuzufügen, so muss es auch möglich sein, mit derselben Sicherheit zu entscheiden, ob ein Volk das Recht hat, das andere mit Krieg zu überziehen. Der Umstand, dass man das eine Mal mit Privat-, das andere Mal mit öffentlichem Recht zu thun hat, kann durchaus nicht von Einfluss sein; denn die Fragen des öffent-

lichen Rechtes sind ebenso gut Rechtsfragen wie die des privaten und jene wie diese sind nach Rechtsprincipien zu beantworten. Eines von Beiden: Entweder muss man in einem bestimmten Falle von Recht oder Unrecht gar nicht sprechen, oder man muss wie durch ein richterliches Erkenntniss entscheiden können, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht ist, oder ob auf beiden Seiten das eine wie das andere gesucht werden muss. In dem Falle, mit welchem wir es hier zu thun haben, in dem durch Frankreich an Deutschland erklärten Krieg, berufen sich beide Mächte auf das Recht; Frankreich sagt nicht: ich will Krieg führen, sondern: ich muss Krieg führen, denn ich habe das vollste Recht dazu. Und Deutschland spricht desshalb allein von französicher Willkür und französischer Gewaltthätigkeit, weil es überzeugt ist, dass es von französischem Unrecht sprechen kann. So ist also die Frage zwischen den beiden Mächten eine Rechtsfrage, von beiden als solche anerkannt. Und sollte es wohl dem Rechtsgelehrten unmöglich sein, sie definitiv zu beantworten? Sollte uns die Rechtswissenschaft hier im Stiche lassen und bei der Entscheidung dieser wichtigen Frage uns ihren Dienst verweigern? Mich dünkt, Niemand wird diess annehmen wollen, Niemand, der nur einen Augenblick darüber nachdenkt, dass man ja auch bei einem Kriege von sittlicher Verantwortlichkeit zu sprechen pflegt.

Hatte Frankreich das Recht, den Krieg zu erklären?

Um diese Frage mit möglichster Unpartheilichkeit zu beantworten, werden wir kein fremdes Volk, keinen Feind, sondern ausschliesslich Frankreich selbst hören. Niemand anders, als die französische Regierung, welche den Krieg erklärt hat, soll es uns sagen, warum sie diesen Schritt gethan hat, welche Beschwerden sie hatte und warum sie glaubte, diesen Beschwerden nur mittelst der Waffengewalt abhelfen zu können. Ohne Zweifel wird sie ihre Sache in das günstigste Licht zu stellen suchen und wir können ihr also auch keinen bessern Dienst beweisen, als dass wir sie selbst, und nur sie selbst, sprechen lassen. Wir werden also keine Zeugen gegen Frankreich, sondern nur Frankreich selbst befragen; und um unser richterliches Amt gut wahrzunehmen, werden wir die französische Regierung, wie sie im Senat und gesetzgebenden Körper selbst ihr Recht vertheidigt, und die in diesen beiden Staatskörpern über dieses Recht geführten Debatten anhören.

In den Pariser Blättern vom 5 Juli las man die Nachricht aus Madrid, dass eine vom Marschall Prim abgesandte Deputation die Spanische Krone dem Prinzen Leopold von Hohenzollern angeboten und dass der Prinz dieselbe angenomen habe; die Cortes sollten zusammentreten, um die Sache zu bestätigen.

Man hatte also nur mit einer Throncandidatur zu thun. Aber schon diese machte viel böses Blut. Die Mitglieder der Kammern sprachen mit grosser Aufregung davon und die Journale ebenso. Man missbilligte im Allgemeinen die Candidatur,[1] aber vom ersten Tage an wurde das Schuldig! nicht gegen Spanien, sondern gegen Preussen gerichtet. Man nannte den Candidaten am liebsten „einen Prinzen aus der Familie der Hohenzollern, einen preussischen Prinzen, den Blutsverwandten des Königs von Preussen." [2]) Man begann, von preussischen Kniffen zu reden, da der französische Gesandte in Madrid von der Candidatur noch nichts erfahren hatte.[3]) Natürlich war Bismark auch hier wieder der Sündenbock, alles war sein Werk und während man nicht müde wurde, von seiner Verschlagenheit zu sprechen, schrieb man ihm doch die ungereimtesten und albernsten Absichten zu.[4])

Schon am 5 Juli wurde die Sache im gesetzgebenden Körper behandelt. Cochery, unterstützt von einigen andern Abgeordneten, legte seine Frage an die Regierung „sur la candidature eventuelle d'une Prince de la famille royale de Prusse [5]) au trône d'Espagne" in die Hände des Präsidenten.

---

[1]) „Qui s'y montrent en général peu favorables" sagt das Journal des Débats vom 7 Juli, welchem Blatte ich fast alle meine folgenden Citate entnehmen werde, was, wie meine französisch gesinnten Landsleute anerkennen werden, ja nur in Frankreichs Interesse geschieht.

[2]) „Un prince de la famille de Hohenzollern, un prince Prussien, le parent du roi de Prusse." J. d. D. 5 Juli.

[3]) Er hatte nichts davon erfahren, dass „hunderte von Telegrammen zwischen dem Marschall Prim und dem Grafen Bismark gewechselt worden waren" Journ. des Déb., 7 Juli. Wie gelangte man aber jetzt zur Kenntniss dieser Thatsache?

[4]) Er war zu verständig — so schrieb man — um nur daran zu denken, dass aus dieser Candidatur jemals etwas werden könne. Aber er verfolgte einen bestimmten Zweck damit, er wollte nehmlich „Spanien verhindern, sich zu constituiren und einen Revolutionsheerd hier unterhalten," ja selbst auf einen Bürgerkrieg in Spanien wäre es ihm zur Erreichung dieses Zieles nicht angekommen.

[5]) Diese nähere Bezeichnung des Prinzen von Hohenzollern geschah natürlich ohne die mindeste Absicht!

Am folgenden Tage (6 Juli) wird diese Frage beantwortet. Der Minister des Auswärtigen, Gramont, constatirt die Thatsache, dass Prim die Spanische Krone dem Prinzen von Hohenzollern angeboten und dass der Prinz sie angenommen habe. Aber er setzt sofort hinzu: „Das spanische Volk jedoch hat sich noch nicht darüber ausgesprochen und wir kennen die wahren Détails einer Unterhandlung noch nicht, welche man uns verheimlicht hat." Damit wird also zweierlei zugestanden: 1) man kennt die Unterhandlungen über die Candidatur selbst noch nicht genau, hat also auch kein Recht, gegen Iemanden eine Beschuldiging auszusprechen, und 2) man steht vor weiter gar nichts als vor Unterhandlungen zwischen Personen, von denen die Entscheiding der Frage nicht einmal abhängt; weder die Cortes, noch das spanische Volk haben die Candidatur gebilligt; diejenigen, welche darüber endgültig zu beschliessen haben, sind noch nicht gehört. Es war desshalb auch vollkommen logisch, als der Minister darauf folgen liess: „Eine weitere Erörterung der Sache würde jetzt doch zu keinem praktischen Resultat führen, wir bitten Sie daher, dieselbe zu vertagen."

Damit wäre die Sache für den Augenblick beigelegt gewesen, so hätte man erwarten sollen. Es war noch keine Entscheidung getroffen, selbst die Unterhandlungen waren der Regierung nicht genugsam bekannt, längere Debatten konnten zu keinem praktischen Resultate führen, der Minister selbst drang darauf, die Frage solange ruhen zu lassen bis er besser informirt wäre — diess Alles war sehr einfach und sehr natürlich. [1])

Aber nein, der Minister ist noch immer am Wort. Statt sich ruhig niederzusetzen, muss er noch etwas sagen, was ihm auf dem Herzen liegt. Er selbst bittet die Kammer, die Sache

---

[1]) Als man in derselben Sitzung vom 6 Juli an Ollivier die Frage richtete, mit welchem Recht und in wessen Namen die spanische Krone angeboten worden war, musste auch er antworten; „Wir sind noch nicht im Besitz des wahren Details über die Unterhandlungen." Er verdiente desshalb auch die tadelnde Bemerkung von Glais-Bizoin: „Dann hätte man warten sollen!" Dagegen wusste Gramont nichts anders zu erwidern, als die Worte: „Ich habe diese Bemerkung gehört, man muss warten! Aber gerade indem die Regierung nicht länger wartete, wollte sie die Angelegenheit der Stimmung der Kammer unterbreiten." Und doch wurde dieser Unsinn durch ein „très bien" der Kammer belohnt!

auf sich beruhen zu lassen, aber er selbst lässt sie nicht auf sich beruhen und macht es auch der Kammer unmöglich, sie auf sich beruhen zu lassen. Er sieht sich nehmlich zu der Erklärung genöthigt, dass die Freiheit von Spanien, sich einen König zu wählen, in ihrem vollen Umfang geachtet werden müsse; diese habe die französische Regierung noch nie angetastet, habe auch nicht die Absicht, es zu thun; man dürfe das spanische Volk in seinem Willen nicht beschränken, denn Frankreich ist jedem Candidaten gegenüber vollständig neutral. [1]) Aber selbst mit dieser Erklärung war es noch nicht genug. Das Beste sollte noch nachkommen; „wir bleiben bei unserer bis jetzt beobachteten Haltung" — fährt der Minister fort — „aber wir glauben nicht, dass die Achtung vor dem Recht eines benachbarten Volkes uns die Pflicht auferlegt, zu dulden, dass eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V setzt, dadurch zu unserem Nachtheil das bestehende europäische Gleichgewicht verändert und das Interesse und die Ehre Frankreichs in Gefahr bringt. Eine solche Eventualität wird, wir haben die sichere Hoffnung, nicht eintreten. Um diess zu verhindern, zählen wir ebenso auf die Weisheit des deutschen Volkes, wie aut die Freundschaft Spaniens. Sollte das Gegentheil eintreten, so würden wir stark durch Ihre und des Volkes Unterstützung

---

[1]) Wie sind damit die Worte zu reimen, welche Olivier neun Tage später (15 Juli) von demselben Platze aus sprach: „Es sind überhaupt zwei Fundamentalgrundsätze der Politik hinsichtlich Spaniens, zwei Grundsätze, welche aus der Macht der Thatsachen resultiren und unter die Formel gebracht werden können, dass ein spanischer König weder ein regierender Prinz in Frankreich, noch ein Prinz aus einer Familie sein darf, welche zu Frankreich im Verhältniss der Rivalität steht." Mir dünkt, diess heisst doch nicht neutral sein gegen jeden Candidaten. Dabei bemerke man, wie vortheilhaft diese „Grundsätze der Politik" für Frankreich sind. Wer sind denn eigentlich die Familien, welche zu Frankreich im Verhältniss der Rivalithät stehen, wer gehört unter diesen Begriff, wer nicht? — ist damit jeder Prinz ausgeschlossen, von Frankreich aber nur der regierende Fürst? Also wohl der entfernteste Verwandte des Königs von Preussen oder der Königin von England, Prinz Napoleon aber oder Prinz Pierre durchaus nicht! — Welch' uneigennützige Politik verkündet hier der gelehrte Olivier! — Um die Neutralität Frankreichs gegen jeden Candidaten vollkommen würdigen zu können, rufe man sich nur ins Gedächtniss zurück, dass Napoleon sowohl gegen die Republik, wie auch gegen Montpensier und den Enkel von Don Carlos sein Veto einlegte. Salazar y Mazarredo hat in seiner Broschüre „El Candidato official" sehr deutlich darauf hin gewiesen.

ohne Zaudern und ohne Schwäche unsere Pflicht zu erfüllen wissen."

Es ist der Mühe werth, diese Worte, welche einen donnernden Beifallssturm hervorriefen, etwas näher anzusehen. Der Minister ist nicht bekannt mit den „wahren Einzelheiten der Verhandlungen." Natürlich: „sie wurden vor uns verheimlicht!" Dennoch aber weist er mit dem Finger auf Preussen hin. Dieses allein ist der Schuldige und der Minister durchschaut sofort die geheime Absicht dieser Macht, mag er mit den „wahren Einzelheiten" auch noch so unbekannt sein. Preussen denkt an nichts geringeres, als an eine Weltmonarchie, im spanischen Throne sieht es den Thron Karls V und auf diesen Thron will es einen seiner Prinzen setzen; und dies alles, um zum Nachtheil Frankreichs, seiner Interessen und seiner Ehre das bestehende europäische Gleichgewicht zu stören. Man bemerke wohl, „das *bestehende* Gleichgewicht Europas;" im Augenblick ist also dieses Gleichgewicht factisch vorhanden und erklärt sich auch Frankreich damit vollständig zufrieden. Aber es würde gestört werden, wenn es Preusen glücken würde, einen seiner Prinzen auf den spanischen Thron zu bringen. Aber davor ist der Minister durchaus nicht bange — warum also so viel darüber gesprochen? — er vertraut auf die Freundschaft Spaniens und auf die Weisheit des deutschen Volkes, des deutschen, aber nicht des preussischen. Warum auf einmal den Kreis so sehr erweitert? Ich stelle nur die Frage; wer im Stande dazu ist, beantworte sie. Wie dem aber auch sein möge, der Minister vertraut auf diese Weisheit. Zu viel gerade nicht, denn seine „sichere Hoffnung" ist nicht allzufest. Sollte es anders kommen — mit diesen Kraftausdrücken schliesst er seine Rede — dann wird die Regierung ohne Zaudern und ohne Schwäche ihre Pflicht thun.

Als der Minister diese Erklärungen machte, befand sich Paris schon in einer ziemlich erregten Stimmung und die Spitze derselben war gegen Niemand anders, als gegen Preussen gerichtet. Man sprach schon über einen Krieg mit dieser Macht.[1]) Dienten nun die Worte des Ministers dazu, um diese Aufregung zu besänftigen oder um sie noch zu steigern? Ersteres

---

[1]) Im Palais Bourbon sprach man über: „l'opportunité d'une guerre avec la Prusse." J. d. Déb. 8 Juli.

wäre seine Pflicht gewesen, weil noch gar nichts geschehen und er mit den „wahren Einzelheiten der Verhandlung" noch nicht bekannt war. Es bestand also für Aufregung, besonders gegen Preussen noch nicht ein Schein von Recht. Aber der Minister fand es zweckmässiger, die Leidenschaften anzufachen. Statt mit seinen Worten so karg als möglich zu sein, weil ja „die Diskussion jetzt doch zu keinem practischen Resultat führen würde" aus welchem Grunde er um die Vertagung der obschwebenden Frage gebeten hatte, häuft er die Worte und solche, welche gerade dazu geeignet sein müssen, um den Brand recht anzufachen. Die Weltmonarchie Karls V., ein preussischer Prinz auf dem Throne dieses Karls V., die Störung des europäischen Gleichgewichts, die Beeinträchtiging der Ehre und der Interessen Frankreichs — alles war meisterhaft berechnet. Er sagte nichts, aber er sagte alles. Es waren nur Möglichkeiten, nur hingeworfene Hypothesen und dahinter lag ziemlich offen der feste Entschluss, um bei dem ersten besten Vorwand, dessen man habhaft werden könnte, den Krieg zu erklären. [1]) Arago begriff diess auch recht wohl, als er am Ende der Sitzung die denkwürdigen Worte sprach: „Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten hat, indem er Frankreich gegen unsern Willen in Verwicklungen bringt, von der Tribüne aus zwei Dinge gethan: den König von Spanien ernannt [2]) und den Krieg erklärt." Aber auch die ganze Kammer begriff diess, als sie die Rede des Ministers mit einem Beifallssturm begrüsste, diejenigen, welche zur Ruhe ermahnen wollten, überschrie und die Bemühungen des Präsidenten, diese Debatte zu schliessen und zur Berathung des Budgets überzugehen, unterstützte. Die Erklärung des Ministers war abgegeben, sie musste nunmehr, ohne

---

[1]) Sehr richtig bemerkt dazu de Calonne: „wenn man von Jemanden eine Concession erlangen will, so befiehlt man ihm nicht und noch weniger setzt man ihm die Pistole auf die Brust. Wir würden der Intelligenz des Kabinets Unrecht thun, wenn wir nur einen Augenblick glauben würden, dass es in friedlicher Absicht gesprochen habe und dass in seinen Reden nur der Friede zu Tage tritt. Es ist evident, dass es den Krieg gesucht hat, und wenn es ihn nicht bekommt, so wird man nicht sagen können, dass es etwas unterlassen hat, um ihm herbeizuführen."

[2]) Auch dieses Resultat würde nicht ausgeblieben sein, wenn der Prinz von Hohenzollern die Annahme seiner Candidatur nicht selbst zurückgezogen hatte.

auf grossen Widerspruch gestossen zu sein, ihre Wirkung thun. [1])

Nur Wenige wollten sich damit nicht zufrieden geben; sie waren theils innerhalb, theils ausserhalb der Kammer.

Wir sind mit der Sitzung vom 6. Juli aber noch nicht zu Ende. Als Gramont seine drohenden Worte gesprochen hatte, war es sehr natürlich, dass Picard wenigstens so viel wissen wollte, als die Regierung selbst wusste und desshalb sie ersuchte „die diplomatischen Aktenstücke, welche uns nöthig sind, um über die uns so eben gemachte Erklärung ein sicheres Urtheil zu fällen, zur Disposition der Kammer zu stellen.” Darauf hätte zunächst der Mann, welcher die ganze Sache in Fluss gebracht hatte, der Minister des Auswärtigen, antworten müssen. Aber dieser scheint sich unmittelbar nach seiner Rede eine Zeitlang entfernt zu haben. Sein College, der Minister des Innern, nahm dafür die Antwort auf sich und erklärte: „Was die diplomatischen Aktenstücke betrifft, so hat die Regierung keine andere mitzutheilen.” Keine andere? War denn schon eines, nur ein einziges mitgetheilt? Nein, nichts was nur den Schein eines solchen gehabt hätte! Der Minister schien also die Rede seines Collegen Gramont für ein „diplomatisches Aktenstück” angesehen zu haben! Es war desshalb auch kein Wunder, dass Crémieux sich für verpflichtet hielt, den Schleier, der das Geheimniss bedeckte, etwas mehr zu heben und ganz offen zu erklären, dass er sehr gut sehe, wohin man wolle. „Man muss sehen,” so sprach er, „was die Worte: l'empire c'est la paix, bezeichnen, wenn wir noch von einem neuen Kriege bedroht werden... Wenn der Krieg nicht nothwendig ist, so sind die von dieser Tribüne herab gesprochenen Worte derart, dass ein Protest dagegen unerlässlich ist.” Es war kein Wunder, dass er rundweg erklärte, dass man den Krieg suche und laut die Beschuldigung aussprach, dass „durch die Worte, welche der Minister so eben gesprochen, der Krieg schon erklärt sei.” Welchen Werth konnte es haben, dass Ollivier sich dagegen erhob und die feierliche Versicherung ablegte, dass die Regierung den Frieden wünsche, ihn sogar leidenschaftlich wünsche, aber

[1]) In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 7 Juli hatte die Regierung noch nichts mitzutheilen. Mit Recht drang Jules Favre darauf, dass man wenigstens den nächsten oder übernächsten Tag für die Behandlung der wichtigen Sache bestimmen sollte. Ollivier wollte nichts davon hören, die Berathung darüber musste auf unbestimmte Zeit vertagt werden.

nur den Frieden „mit Ehre.“ Mehr als irgend ein anderer enthüllte gerade er die schändliche Leichtfertigkeit und die Hintergedanken der Regierung, als er auf diese Versicherung die Worte folgen liess: „Es ist noch nichts definitiv und ich kann nicht zugeben, dass, während man laut seine Gefühle über eine Situation äussert, welche die Sicherheit und das Prestige von Frankreich berührt, die Regierung den Weltfrieden compromittire. Meine Meinung ist die, dass sie das einzige ihr bleibende Mittel anwendet, um denselben zu befestigen, denn jedesmal, wenn Frankreich in der Vertheidigung eines legitimen Rechtes ohne Uebertreibung sich entschlossen zeigt, ist es der moralischen Unterstützung und des Beifalls von Europa sicher.“ Einfältiger oder vielmehr ruchloser Mann! „Noch nichts ist definitiv“ und doch spricht er selbst, als stünde alles auf dem Spiele, die Sicherheit und das Prestige — heilloses Wort! — von Frankreich. Er hat durchaus keine diplomatischen Aktenstücke, auch er weis nichts von „den wahren Einzelheiten der Verhandlungen“ und doch sieht er sein Vaterland in seinem „legitimen Rechte“ bedroht und hält es für nöthig, dass Frankreich sich „entschlossen zeigt.“ Und statt sich mit passenden Vorstellungen an die fremden Mächte zu wenden, welche, wie sich erst aus der nähern Untersuchung mit Sicherheit ergeben konnte, an der obschwebemden Frage betheiligt waren, sieht er als „einziges Mittel,“ um seine Stärke zu beweisen, das laute Schreien vor einer Kammer, die mit der ganzen Angelegenheit erst in Berührung kommen durfte, als der diplomatische Weg, der Weg der Unterhandlung mit den dabei in Betracht kommenden Mächten, erfolglos betreten war.[1]) Er beginnt mit dem Ende, mit dem Entfes-

---

[1]) Der „Constitutionel“ erklärte, wie die französiche Regierung Preussen gegenüber zu handeln gedächte: „Sie wird sich durchaus nicht mit Erklärungen Bismarks, die nur Ausflüchte sind (des déclarations évasives) begnügen. Es würde durchaus nicht genügen, wenn man ihr antwortete, dass Preussen diesem Ereignisse ferne steht; Herr von Bismark ist dem Frieden von Europa schuldig, dem Prinzen von Hohenzollern auch die formelle Erlaubniss zu verweigern, den Thron von Spanien zu besteigen.“ Darauf erwiederte das Journ. des Déb. am 9 Juli: „Wenn der Constitutionel autorisirt ist, so zu sprechen, wie er spricht, so bedauern wir lebhaft, dass die Ansichten der französischen Regierung über die Candidatur des preussischen Prinzen den dabei interessirten Mächten nicht zuvor auf diplomatischem Wege mitgetheilt wurden, ehe sie von der Tribüne herab durch ein Mitglied des Kabinets auseinander gesetzt wurden.“ In der Sitzung des

seln der wildesten Leidenschaften bei seinem eigenen Volke. Der arme Zauberlehrling, er kann das Wort nicht finden, um sie wieder zu beschwichtigen, er hat Frankreich den Krieg gezeigt; auch wenn er noch anders wollte, so ist der Friede nicht mehr in seiner Macht!

Auch ausserhalb der Kammer wurden mit edlem Eifer Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens gemacht. Alles, was von Ollivier und Gramont angeführt worden war, um die Aussicht auf einen Krieg mit Preussen verlockend zu machen, wurde Wort für Wort entkräftet und in seiner Nichtswürdigkeit dargestellt. Wie könnt ihr über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern nur so erstaunt sein? frug John Lemoine im Journal des Débats, es ist doch wahrlich nicht das erste Mal, dass sie zur Sprache gebracht wird. Oder hat sie Prim nicht früher schon beabsichtigt und wurden seine Worte damals vielleicht auf Iemand anders als auf diesen Prinzen bezogen? [1]) Ja, hätte man auch gar nichts davon vermuthet, was braucht man sich desshalb so in den Harnisch jagen zu lassen? Die Erbitterung ist in jedem Falle unzeitgemäss, denn es ist ja noch gar nichts geschehen und es ist auch sehr gut möglich, dass gar nichts daraus werden wird. Aber sie ist mehr als unzeitgemäss, sie ist auch unbegründet. Denn es ist thöricht, dynastischen und persönlichen Fragen einen so grossen Werth zuzuerkenen. England hat ja auch keine gemeinschaftliche Sache weder mit Hanover gemacht, dessen König ein Mitglied der englischen Königsfamilie war, noch mit dem König van Dänemark, dessen Tochter mit dem Prinzen von Wales verheirathet ist, noch mit dem König von Preussen, dessen Sohn eine königliche Prinzessin von England zur Frau hat. [2]) Es würde in der

---

gesetzgeb. Körpers vom 13 Juli sagte Keratry: „Ihr habt die Saat zu einer tiefen Bewegung in Frankreich und ganz Europa ausgestreut, ihr habt, entgegen allen diplomatischen Gebräuchen, eine Erklärung abgegeben, welche ein thatsächliches Ultimatum ist."

[1]) In einem Schreiben Gramonts an seine diplomatischen Agenten von 21 Juli erklärt er selbst: „Die Idee, einen hohenzoller'schen Prinzen auf den spanischen Thron zu erheben, war nicht neu; schon im Monat März 1869 wurde sie mir durch unsern Gesandten in Berlin signalisirt."

[2]) Man hätte hier füglich auch auf die durch Guizot zu Stande gebrachten spanischen Heirathen und auf die Ehe des Prinzen Napoleon mit Victor Emanuels Tochter hinweisen können. Wie viel haben diese dem französischen Einfluss in Spanien und Italien genützt?

That ganz gleichgültig sein, wenn ein preussischer Prinz auf dem spanischen Throne sitzen würde. [1]) Aber dieser Candidat kann ja nicht einmal ein preussischer Prinz genannt werden, denn er steht der kaiserlichen französischen Familie viel näher, als der preussischen Königsfamilie; [2]) es ist thöricht, allein um seines Namens willen auf die Idee zu kommen, dass Preussen dahinter stecke und dass Bismark seine Hand im Spiele habe. Es ist vollständig aus der Luft gegriffen, wenn man behauptet, dass das Haus Preussen die Universalmonarchie Karls V wiederherstellen will; der schwarze Adler ist das „bête noire" unserer Träume und Bismark der Aushängeschild unserer Unzufriedenheit geworden, wir wären gar nicht erstaunt, eines Tages zu vernehmen, dass Bismark diesem spanischen Thronprojekt vollständig fremd geblieben ist, [3]) er hat zu viel praktischen Ver-

---

[1]) Sehr treffend wies Louis Blanc auf das Beispiel des Vaters von Napoleon III hin, um zu zeigen, wie schnell der Fürst, der dem Lande, welches er regiert, fremd ist, aufhört, ein Sohn seines Vaterlandes zu sein.

[2]) „Der Prinz Leopold ist durch seinen Vater der Enkel von Antoinette Murat und Urenkel des Königs Joachim; durch seine Mutter ist er der Enkel Stephaniens de Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleons I. Was seine Verwandschaft mit dem König von Preussen betrifft, so müsste man bis ins 12. Jahrhundert zurückgehen, also bis zu dem Zeitpunkt, in welchem sich beide Linien trennten, d. h. man hätte mehr als dreissig Grade zu durchlaufen, um den gemeinschaftlichen Stammvater des Königs von Preussen und des Prinzen Léopold zu finden. Dies ist eine noch viel entferntere Verwandschaft, als die von Heinrich IV met dem letzten Valois, die unseres Wissens im 23. Grade mit einander verwandt waren. Der Prinz Leopold gehört aber noch durch ein anderes nicht weniger bedeutendes Band zur Familie Murat: eine seiner Tanten ist mit dem Marquis de Pepoli, dem Enkel von König Joachim, verheirathet." Ernest Dosain im Journ. d. Déb. vom 10 Juli. Mit Recht war man desshalb auch der Meinung, dass die französische Regierung auf den Prinzen Leopold mehr Einfluss habe, als die preussische.

[3]) Dieselbe Ansicht äusserte auch Alphonse de Calonne in seiner Abhandlung: „la guerre avec la Prusse à propos de l'Espagne" in der Revue Contemp. vom 15 Juli. Und die Gewissheit darüber trat auch sehr bald zu Tage. Im Journ. d. Déb. vom 11 Juli schreibt John Lemoine: „Die französische Regierung hat vielleicht nur zu bereitwillig an die Existenz einer Verschwörung geglaubt, wofür alle Beweise fehlen.... Wir haben gesagt, dass wir durchaus nicht erstaunt waren, wenn Bismark dieser Familiengeschichte ganz fremd geblieben ist. Die Journale, welche als seine Organe gelten, bezeugen es nun auch, dass wir uns nicht getäuscht haben...... Preussen hat genug in Deutschland zu thun, es braucht an keine Luftschlösser zu denken (sans aller chercher des châteaux en Espagne).... Die spanische Re-

stand, um nicht zu begreifen, dass in unserer Zeit, d. h. seit der grossen Revolution, wo die Völker unbekümmert um die Angelegenheiten der königlichen Familien über ihre Geschicke verfügen, die einfache Erhebung eines deutschen Prinzen auf den Thron des h. Ferdinand sicherlich nicht zur Wiederherstellung der Weltmonarchie Carls V führen wird."

So sprachen edle und ruhig denkende Männer, die wahren Freunde des Friedens, die den Frieden nicht, wie Ollivier, „avec passion," sondern ohne Leidenschaftlichkeit liebten, weil ihr Verstand und ihr sittlicher Charakter ihnen den Unterschied zwischen den Wohlthaten des Friedens und den Gräueln des Krieges zeigte. Sie waren für die von v. Werther Gramont gegenüber gemachte Bemerkung nicht taub, „dass es gar nicht von der preussischen Regierung abhänge, auf die Entschliessungen des Prinzen Leopold zurück zu kommen, der einer Linie des Hauses Hohenzollern angehöre, die von der königlichen Linie vollständig unabhängig sei." Was konnte auch diesen Prinz verhindern, dem Beispiele seines Bruders zu folgen, der vor vier Jahren den rumänischen Thron in Besitz genomen hatte, „ohne das Cabinet von Berlin um Erlaubniss zu fragen?" [1]) Welchen Verlauf die Sache aber auch nehmen mochte, eine Ueberzeugung stand bei ihnen fest: „Was man auch sagen möge, Frankreich wird unter keiner Bedingung an Preussen den Krieg erklären, weil auf dem Throne Spaniens ein Prinz sitzen würde, von dem es schwer zu sagen wäre, ob er mehr Deutscher als Franzose, mehr Hohenzoller als Bonaparte ist."

Aber es schien nicht einmal nothwendig zu sein, so weit in

---

gierung verwahrt sich bestimmt gegen die Annahme irgend welcher vorbereitender, mit Bismark geführter Verhandlungen und versichert, dass die ganze Angelegenheit direct und ausschliesslich mit dem Prinzen Leopold verhandelt worden sei, ohne dass sich der preussische Minister irgendwie in die Sache gemengt hätte."

[1]) Im Journ. des Déb. vom 15 Juli geht John Lemoinne sogar noch einen Schritt weiter und schreibt: „Als es sich um die Wahl eines Prinzen für die Donaufürstenthümer handelte, da wurde diese halbe Krone einem andern Hohenzollernprinzen auf dem Präsentirteller angeboten. Dieses Mal war es der König von Preussen, welcher gegen die Annahme sein Veto eingelegt hatte und wer war die Macht, welche für diesen deutschen Prinzen den Protesten anderer Mächte gegenüber Parthei nahm?... Das war Frankreich.... Zu jener Zeit machte man geltend, dass er ein Verwandter von Leuchtenberg, Beauharnais und der Murats sei; von seiner Eigenschaft als preussischer Prinz war keine Rede."

der Friedensliebe zu gehen. Konnte die Besteigung des spanischen Throns durch Prinz Leopold ohnediess Frankreich nicht das Recht geben, an Preussen den Krieg zu erklären, so zeigte sich bald, dass die ganze Frage gar nicht mehr erörtert zu werden brauchte. Prinz Leopold sollte auf den spanischen Thron verzichten, die Cortes und das spanische Volk sollten mit der Sache überhaupt nichts mehr zu thun haben: der Prinz selbst zog mit Rücksicht auf die vorauszusehenden Verwicklungen seine Candidatur zurück. In den Sitzungen des Senates und des gezetsgebenden Körpers vom 14 Juli machte denn auch Gramont die Mittheilung, dass sie durch den Prinzen von Hohenzollern selbst eingezogen worden sei. Er fügt aber dieser Mittheilung noch eine andere bei: „Die Verhandlungen, welche wir mit Preussen fortsetzen und welche sich nie auf einen andern Gegenstand bezogen haben, sind aber noch nicht zu Ende. Es ist uns desshalb nicht möglich, uns darüber zu äussern und heute dem Senat und dem Lande ein allgemeines Esposé der Lage zu geben." Aber selbst trotz dieser Worte, welche für die Regierung immer noch eine Hinterthüre offen liessen,[1]) hielt man den Frieden für gesichert, zumal da jeder Vorwand für den Krieg weggenommen war. „Der König von Preussen" — so schrieb P. David im Journal des Débats am 14 Juli — „der als Haupt der Familie den Prinzen zur Annahme der spanischen Krone autorisirt hatte, zieht nun diese Autorisation zurück, um die Besorgnisse der französischen Regierung wegzunehmen. Andererseits erklärt der Prinz von Hohenzollern in formeller Weise, auf die Candidatur zu verzichten, welche solch' schwere Verwicklungen in der europäischen Politik herbeiführen könnte. Die französische Regierung verlangte nicht mehr und konnte auch nicht mehr verlangen." War man auch vor dem Geschrei und den Umtrieben der äussersten Partheien noch etwas bange, so hielt man es doch für unmöglich, dass die Regierung sich durch sie zu einem so ruchlosen Schritt

---

[1]) Den Weg, welchen man durch diese Hinterthüre einzuschlagen hätte, wies Clément Duvernois an, als er in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 12 Juli die Interpellation stellte: „Wir verlangen, das Kabinet über die Garantieen zu interpelliren, welche es stipulirt hat oder welche es noch zu stipuliren gedenkt, um die Wiederholung späterer Verwicklungen mit Preussen zu vermeiden." So wurde dieser Mann der Fackelträger des Ministeriums Ollivier, um kaum einen Monat später sein Todtengräber zu werden.

bewegen lassen würde. [1]) Man freute sich, „der Krise entgangen zu sein, welche einen blutigen Krieg in Gefolge hätte haben können.... der Pression der extremen Partheien nachgeben, hiesse nichts anderes, als vor ganz Europa die Rolle des Provocirenden übernehmen und zu erklären: l'empire c'est la guerre."

Leider aber sollte diese Hoffnung schon am folgenden Tage beschämt werden. Am 15 Juli brachten die Journale die Nachricht, „dass Benedetti an den König von Preussen das Ansinnen gestellt habe, sich dafür verbindlich zu machen, dass er dem Prinzen Leopold die Annahme der Krone von Spanien verbiete, wenn derselbe für die Zukunft wieder auf seinen Entschluss zurückkommen sollte, und dass der König Wilhelm sich geweigert habe, den französischen Gesandten zu empfangen, um die Frage aufs Neue mit ihm zu verhandeln, dass er ihm durch einen seiner Adjudanten habe sagen lassen, dass er ihm nichts mehr mitzutheilen habe." Man traute seinen Augen kaum, als man diess las und bekannte auch ganz offen: „Es ist kaum glaublich, dass der Vertreter Frankreichs den Fall, um den es sich handelte, wieder angeregt habe." (Journal des Déb. am 15 Juli). Wozu denn neue Schwierigkeiten hervorrufen, da Alles nach dem Sinne Frankreichs gegangen und jeder verständige Mann sich sagen musste, dass der Ehre Frankreichs Genüge geschehen? Aber was man kaum glauben konnte, war doch geschehen, [2]) und welche Folgen dieses Ereigniss hatte,

---

[1]) Im Leitartikel des Journal des Débats vom 11 Juli las man:

„Der Constitutionel ist diesen Morgen sehr befriedigt über die mässige Sprache der deutschen Blätter. Es ist sehr zu bedauern, dass ein Theil der französischen Presse es nicht verdient hat, dass man ihr auf der andern Seite des Rheines dasselbe Lob spenden kann." Im Leitartikel vom 13 Juli wurde das Bedauern darüber ausgespreken, dass auch der Ton der deutschen Blätter ein heftigerer geworden sei, aber es sei diess sehr leicht zu erklären, besonders in Folge des von einem Theil der französischen Presse angeschlagenen Tons.

[2]) Und diess trotz des von Lord Lyons am 8 Juli an seine Regierung gesandten Berichtes:

„Ein freiwilliger Verzicht des Prinzen würde nach der Meinung des Herrn Gramont eine sehr glückliche Lösung der verwickelten Frage herbeiführen und derselbe bittet die Regierung Ihrer Majestät, ihren Einfluss zur Erreichung desselben anzuwenden." Und am 10 Juli schrieb Lyons: „Herr von Gramont hat mir gesagt, dass ich Eurer Herrlichkeit melden dürfe, dass, wenn der Prinz von Hohenzollern dem Rathe des Königs von Preussen gemäss sich entschliessen würde, seine Annahme der spanischen Krone zurückzuziehen, die ganze Angelegenheit beigelegt sein würde."

oder, um es deutlicher zu sagen, auf welche Folgen es angelegt und berechnet worden war, diess sollte noch an demselben Tage offenbar werden, jenem denkwürdigen 15. Juli, im Senat sowohl, wie im gesetzgebenden Körper.

In diesen beiden Sitzungen fanden identische Mittheilungen statt, im erstern durch Gramont, im letztern durch Ollivier. Der preussische Minister des Auswärtigen, so erzählten sie, hat uns abgewiesen, indem er vorschützte, dass er von der Sache nichts wüsste und dass das Berliner Kabinet derselben ganz fremd geblieben sei. Ausser Stande, von der preussischen Regierung mehr zu erlangen [1]), und da wir nicht im Sinne hatten, uns mit einer solchen Abweisung abspeisen zu lassen, haben wir uns an den König von Preussen selbst gewendet, der sich gegenwärtig in Ems aufhält. Mit welchem Erfolge? „Indem er vollständig zugestand, dass er den Prinzen von Hohenzollern zur Annahme der spanischen Krone autorisirt habe [2]), beharrte er doch darauf, dass er den zwischen der spanischen Regierung und dem Prinzen von Hohenzollern geführten Unterhandlungen vollständig fremd geblieben sei, dass er sich nur als Chef der Familie, nicht als Souverain, mit der Sache eingelassen, und dass er darüber seinen Ministerrath weder versammelt, noch gehört habe. Uebrigens hat Seine Majestät zugegeben, dass sie den Grafen Bismark vom dem

---

[1]) Wie Alles auf den Krieg mit Preussen berechnet war, gieng schon aus den ersten Worten der beiden Minister hervor. Wir haben, so sagen sie, „Unterhandlungen mit den fremden Mächten geführt, um ihre guten Dienste zu erhalten, und ebenso mit Preussen, damit es die Berechtigung unserer Beschwerden anerkennen sollte." Diess war sofort schon nach der Erklärung vom 6 Juli geschehen. Man kannte den eigentlichen Thatbestand nicht, man wusste nur, dass ein spanischer Minister die spanische Krone einem hohenzoller'schen Prinzen angeboten hatte und sofort bestürmt man mit seinen Beswerden — Spanien? nein, Preussen! Man erklärt ganz offen: „wir haben bei diesen Verhandlungen nichts von Spanien verlangt, dessen Unabhängigkeit wir nicht verletzen wollen — welch zärtliche Freundschaft! — wir haben nichts bei dem Prinzen von Hohenzollern gethan — also nichts bei den zwei handelnden Partheien! — den wir durch den König für gedeckt ansehen."

[2]) De Calonne muss anerkennen, dass der König von Preussen, den Prinz Leopold sowohl im Oktober 1869, wie im Januar 1870, um Rath fragte, diesem die Annahme der spanischen Krone widerrathen habe. Ebenso Léonce Dupont in der Chronique politique der Revue Contemp. vom 15 Juli.

Vorfalle unterrichtet habe." Diese Antwort jedoch hat uns nicht befriedigt; wir konnten diesen Bescheid nicht als genügend erkennen, wir konnten diese feine Unterscheidung zwischen dem Souverain und dem Chef der Familie nicht zugeben und wir drangen desshalb darauf, dass der König gegebenenfalls dem Prinzen Leopold den Verzicht auf seine Candidatur befehlen sollte."

Ehe wir jedoch die ministeriellen Mittheilungen weiter hören, haben wir zuerst die französische Regierung selbst und zwar ihr diplomatisches Verhalten einer genaueren Kritik zu unterwerfen. Sie wusste, dass der Marschall Prim die spanische Krone dem Prinzen von Hohenzollern angeboten und dass der Prinz dieses Angebot angenommen hatte. Mehr wusste sie nicht, denn „die wahren Einzelheiten der Verhandlungen" wahren ihr unbekannt. Auf dieser Grundlage begann sie ihre Verhandlungen und machte ihre Beschwerden geltend. Und an wen werden diese Beschwerden addressirt? Weder an Spanien, noch an den Prinzen, sondern ausschliesslich an Preussen. Und was antwortet Preussen darauf? Sein auswärtiger Minister erklärt, dass er mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun habe, da er der ganzen Sache fremd geblieben sei. Eine vollständigere und befriedigendere Erklärung hätte man nicht abgeben können. Entweder musste man sie der Lüge beschuldigen, was wegen der Unkenntniss „der wahren Einzelheiten der Verhandlungen" doch nicht wohl angieng, [1]) oder man hätte sich mit der erhaltenen Er-

[1]) Alles was sowohl die preussische Regierung, als der König von Preussen über ihren Antheil an der Candidatur gesagt hatten, wurde nachher im vollsten Umfange bestätigt und zwar durch denselben Diplomaten, welcher die Verhandlungen zwischen Prim und Prinz Leopold geleitet hatte, Salazar y Mazarredo, ein Mann, der schon im Jahr 1869, nachdem der König von Portugal die Annahme der Krone ausgeschlagen, zu Gunsten der Candidatur des Prinzen Leopold geschrieben hatte und damals (23 Oktober 1869) sagte: „Vor acht Monaten habe ich in zweiter Linie die Candidatur des Prinzen Leopold vorgeschlagen." Nachher erklärte derselbe offen: „Die preussische Regierung hat bei dieser Candidatur die Hand überhaupt nicht im Spiele gehabt und der König von Preussen war erstaunt, als ihm der Prinz, der volljährig ist, seinen definitiven Entschluss als einen Akt der Höflichkeit (acto de cortesia) nach Ems berichtete." Und schon am 7 Juli schrieb der spanische Minister Sagasta an alle spanischen Gesandten u a.: „Die Regierung seiner Hoheit, von seiner Initiative Gebrauch machend, um die Lösung der monarchischen Frage herbeizuführen, hat allein und für eigene Rechnung gehandelt und sich direct mit dem Prinzen Leopold ins

klärung zufrieden geben müssen. Durfte Frankreich es nicht wagen, das erstere zu thun, dam kam Preussen bei der Sache ebensowenig mehr in Betracht, als England oder Russland. Gewiss hatte dann Frankreich noch das Recht, sich an den König von Preussen zu wenden, aber durchaus nicht an das Haupt des preussischen Staats, sondern ausschliesslich an den Chef des Hauses Hohenzollern. Aber diess scheint man in Frankreich nicht verstanden zu haben; der preussische König dagegen begriff diess sehr gut. Er gab deutlich zu erkennen, dass Preussen und seine Regierung nicht in's Spiel kommen dürften und mit ritterlicher Aufrichtigkeit legte er alles offen dar, was er von der ganzen Sache wusste und in ihr gethan hatte, aber ausdrücklich wiederholte er, dass er allein als Chet des Hauses, nicht als König von Preussen, bei der ganzen Angelegenheit in Betracht kommen könne. Gieng diese Unterscheidung etwa über den Horizont des französischen Verstandes? Gewiss, dem Ministerium Ollivier ist Alles zuzutrauen, aber diese Unwissenheit kann man ihm doch nicht imputiren. Der Minister sollte nicht begreifen, was nicht nur für jeden Studenten des Staatsrechts, sondern für den einfachsten Laien sonnenklar ist, den Unterschied zwischen dem Souverain und dem Chet des Hauses? Er sollte im Ernst glauben, dass Napoleon, wenn er einem seiner Vettern die Weisung zugehen lässt, für einige Monate ins Ausland zu gehen, nicht als Haupt der Familie Bonaparte, sondern als Kaiser der Franzosen handelt? Es ist übrigens kaum der Mühe werth, bei dieser Albernheit länger zu verweilen; genug, man schützte sie wenigstens vor, um einen Schritt weiter gehen zu können. Und worin bestand derselbe? Man drang darauf, „dass der König gegebenenfalls dem Prinsen Leopold den Verzicht auf seine Candidatur befehlen solle." Ob diese Forderung aber an den Chef des Hauses Hohenzollern oder an den König von Preussen gerichtet werden sollte, wusste man vorderhand noch gar nicht, man konnte ja die „distinction subtile" nicht begreifen. Aber verstand man dann wenigstens

---

Benehmen gesetzt, ohne nur einen Augenblick daran zu zweifeln, dass ihre Ehre es durchaus nicht zulassen würde, dass sie unter dem geringsten Einfluss eines fremden Kabinets handelte. Ich lenke die Aufmerksamkeit Ew. Excellenz ganz besonders auf diesen Punkt, weil es in diesem Falle sehr wichtig ist, zu constatiren, dass die Regierung des Regenten nur ihren eigenen Inspirationen gefolgt ist."

diess nicht, dass der greise Held, der als König mit der Sache gar nichts zu thun hatte, als Chef des Hauses Frankreich gar keine Rechenschaft schuldig war und auf die unbescheidenen Fragen allein aus Gutmüthigkeit und Friedensliebe antwortete, dem Prinzen Leopold zwar einen Rath geben, aber ihn weder als Chef des Hauses Hohenzollern, noch als König, zwingen konnte? Hatte Frankreich vergessen, was mit dem Bruder des Prinzen Leopold geschah? Wenn nicht, dann musste es wissen, wie ungereimt und unziemlich sein Ansinnen war. Wie dem aber auch sein möge, dieses Ansinnen hatte in jedem Falle einen bestimmten Zweck. Was man durch die Vermittlung des Königs erlangen wollte, war nichts anders., als „der Verzicht auf die Candidatur des Prinzen Leopold."

Hören wir jedoch den Schluss der Mittheilung.

Was die französische Regierung vermittelst des preussischen Königs zu erlangen wünschte, das erlangt sie plötzlich ohne die Vermittlung des Königs. Der Prinz von Hohenzollern zieht seine Candidatur selbst zurück und schon am 12 Juli zeigt es der spanische Gesandte in Paris der Regierung officiel an. War diese nun befriedigt? Durchaus nicht. Wir drangen, so erzählen die Minister, bei dem König von Preussen darauf, „dass er sich verbinden und erklären solle, dass, wenn die spanische Krone aufs Neue dem Prinzen Leopold [1]) angetragen würde, er seine Zustimung zur Annahme derselben verweigern sollte." [2]) Aber der König verweigerte diess. [3]) „Er

---

[1]) Thiers sagte über diese sinnlose Voraussetzung mit vollem Recht: „Ich appellire an den gesunden Verstand und sage: wenn man nach dem Bisherigen voraussetzt, dass, während der Prinz von Hohenzollern seine Candidatur heute zurückzieht, Preussen daran denke, sie später wieder hervorzuholen, so heisst diess ja ihm einen Vorwand geben; gewiss es müsste von Sinnen sein." (C'est lui prêter une folie; oui, il faudrait qu'elle fût folle.)

[2]) Aus diesen Worten und der ihnen zu Grunde liegenden Thatsache geht die Unwahrheit der Behauptung hervor, dass Ollivier mit dem Verzichte des Prinzen die Sache als beigelegt betrachtet habe. Für den Gang der Ereignisse ist diess natürlich gleichgültig, für die Beurtheilung des Charakters dieses Ministers aber gewiss nicht.

[3]) Mit andern Worten er weigerte sich, Frankreich das demüthige Versprechen zu geben, sich in der Folge gut zu betragen. Nach den Berichten des preussischen Gesandten von Werther hätte Frankreich noch viel mehr verlangt; Gramont hätte darauf gedrungen, dass der König an Napoleon einen Brief schreiben solle, dessen Veröffentlichung die erregte öffentliche

genehmigte zwar die Verzichtleistung des Prinzen Leopold, aber er weigerte sich, die Erklärung abzugeben, dass er auch für die Zukunft seine Einwilligung zur Erneuerung der Candidatur versage." [1]) Doch brachen wir zum Beweis für unsere Friedensliebe die Unterhandlungen nicht ab, und „trotz Ihrer berechtigten Ungeduld haben wir Sie gebeten, unsere Erklärungen bis heute vertagen zu dürfen. [2]) Unser Erstaunen war daher kein geringes, als wir gestern [3]) erfuhren, dass der König von Preussen unserem Gesandten durch einen seiner Adjudanten habe sagen lassen, dass er ihn nicht mehr empfangen werde und dass seine Regierung, um dieser Weigerung einen ausserordentlichen Charakter zu geben, die officielle Mittheilung darüber an die Kabinete von Europa habe gelangen lassen. Wir erfuhren zugleich, dass der Baron von Werther den Befehl erhalten habe, eine Urlaubsreise anzutreten und dass die Rüstungen in Preussen begonnen hätten. [4]) Unter solchen Umständen noch an Versöhnung zu denken, wäre eine Ehrvergessenheit und eine Un-

---

Meinung wieder beruhigen sollte. Er hatte sogar die Güte, den Inhalt dieses Briefes vorzuschreiben, „doch möchte er befürworten, dass von den verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiser nicht die Rede sei. Dieses Argument verletzte hier eigenthümlicherweise." Mit der entsprechenden Würde sagte Bismark desshalb in der Reichstagssitzung vom 20 Juli: „Ich weigerte die Vorlegung dieses Briefs an den König, da die französische Regierung durch den hiesigen Botschafter Derartiges zu verhandeln hätte und der unserem Herrn zugemuthete Entschuldigungsbrief mir überdiess lächerlich erschien."

[1]) Benedetti schrieb diess „am 13 Juli, Nachts 12 Uhr." Er fügte hinzu: „Ich habe sehr ernstlich darauf gedrungen, aber ohne dass es mir gelang, im Entschlusse seiner Majestät eine Aenderung herbeizuführen. Der König machte unserer Unterhaltung durch die Erklärung ein Ende, dass er eine derartige Verpflichtung weder übernehmen könne noch wolle und dass er sich für diese Eventualität, wie für jede andere, vorbehalte, die Umstände zu Rathe zu ziehen."

[2]) So sprechen die Minister am 15 Juli und sie selbst erfuhren den Beschluss des Königs erst am 14 Juli, denn Benedetti hatte seine Depesche ja am 13 Juli, Nachts 12 Uhr geschrieben!

[3]) Also am 14 Juli.

[4]) „In der Nacht vom 13 auf den 14 begannen die militärischen Rüstungen in Preussen. Können wir diess alles dulden?" klagt Olivier. Und wann begannen sie denn in Frankreich? Wenn Preussen erst in der Nacht vom 13 auf den 14 Juli den Anfang damit machte, dann gieng es sicher sehr langsam zu Werke und vertraute viel zu viel auf den Frieden. Sofort nach der Erklärung Gramonts vom 6 Juli hätte es rüsten müssen.

klugheit. Wir haben nichts ausser Acht gelassen, um den Krieg zu vermeiden, wir werden uns jetzt in den Stand setzen, ihn anzunehmen, da man denselben uns anbietet, wobei wir Jedem den ihn treffenden Theil der Verantwortlichkeit überlassen."

Diess war die Mittheilung. Um sie aber besser verstehen und beurtheilen zu können, ist es nothwendig, auch den Debatten zu folgen, welche durch sie hervorgerufen wurden. Im Senat fanden solche nicht statt, man hielt hier nur Begeisterung für geeignet und von allen Seiten ertönte ein: „Bravo! vive la France! vive l'Empereur!" Selbst die Zuhörer auf der Tribüne wurden elektrisirt. Einer der Senatoren, Brenier, bat ums Wort. Was er sagen wollte, kam erst später ans Tageslicht; [1]) aber man wollte von einer Debatte gar nichts wissen. Der Krieg war noch nicht erklärt, es handelte sich ums Sprechen, noch nicht ums Handeln, es handelte sich darum, gerade über die Frage zu sprechen, ob man handeln sollte. Aber der Senat verstand es anders und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Nein, nein! keine Reden mehr, Thaten! nichts weiter! vive la France! vive l'Empereur!" Der Präsident verstand denn auch den Wunsch seiner Collegen und stellte den Antrag, „die Sitzung aufzuheben, als Beweis der lebhaften Sympathie für den vom Kaiser gefassten Entschluss." Mit einem „mouvement prolongé d'adhésion" wird der Antrag begrüsst und angenommen und der Ruf: „vive l'Empereur!" erschallt noch einmal. Die Uebereinstimmung zwischen der Regierung und dem Senat ist also vollkommen.

Nicht ganz so glatt gieng es im gesetzgebenden Körper ab. Zwar hörte man auch hier laute Beifallsbezeugungen und an: „Bravo! bravo! vive l'Empereur! vive la France!" fehlte es auch hier nicht, aber der Widerspruch blieb doch nicht aus und mitten in der tollsten Aufregung machte sich auch der kalte Verstand geltend. Thiers bittet ums Wort. Er macht darauf aufmerksam, dass der Krieg noch nicht erklärt ist und dass es desshalb die Aufgabe der Kammer sei, zu beurtheilen, ob eine Kriegserklärung mit ihren Wünschen übereinstimme oder nicht; was ihn selbst betrifft, so hält er es für seine Pflicht, eine solche abzurathen, denn sie entbehrt jedes festen Grundes,

---

[1]) Er wollte einfach seine Interpellation vom 8 Juli zurückziehen und erklären, dass auch seine Loosung sei: „Keine Reden mehr, Thaten!"

da ja die Hauptforderung der Regierung, welche sie nach ihrem eigenen Geständniss allein erhoben hat, günstig beantwortet worden ist und man wegen einer „question de susceptibilité" keinen Krieg anfangen könne. „Wollt ihr," ruft er den Ministern zu, „dass Europa sage, dass ihr wegen einer Formfrage Ströme Bluts vergiesset, nachdem man in der Hauptsache euch nachgegeben hat?" Und hatte überdiess diese Erregbarkeit einen vernünftigen Existenzgrund? Um diese Frage zu beantworten, hätte man doch zuerst die Depeschen mittheilen müssen, welche zur Kriegserklärung berechtigten, keine Forderung wäre natürlicher und gemässigter gewesen als diese. [1]) Sie wurde auch mit Nachdruck mehrmals gestellt, als Ollivier die ganze Angelegenheit noch einmal wiederholt und darauf hingewiesen hatte „dass wir inmitten unserer Verhandlungen erfahren haben, wie die preussischen Vertreter in ganz Europa durch die Journale bekannt machen liessen, dass der König von Preussen unserem Gesandten durch einen Adjutanten erklärt habe, dass er ihn nicht mehr empfangen werde." Dass diess geschehen, wusste die Kammer bereits; wenn also Ollivier sich so laut über die Mittheilung dieser Thatsache beklagte, so hätte man denken sollen, dass die Form und die in dieser Mittheilung erhaltenen Worte für Frankreich besonders verletzend und kränkend gewesen sein müssen. Es war desshalb auch nur natürlich, dass man von allen Seiten auf die Mittheilung der Depesche drang. [2]) Und was antwortete Ollivier? Man würde seinen Augen kaum trauen, wenn man es nicht schwarz auf weiss lesen könnte: „Man verlangt von uns die Mittheilung von Depeschen; diese Mittheilungen sind schon gemacht, wir haben sie in unser Ex-

---

[1]) Und wäre der Inhalt der Depeschen, die man hätte mittheilen können, und die Ollivier in sein Exposé aufgenommen haben wollte, noch so kränkend und verletzend gewesen, auch dann noch wäre eine Kriegserklärung ungerechtfertigt gewesen. Einer solchen dürfen doch keine einseitigen Briefe eines Gesandten vorhergehen, sondern ein diplomatischer Notenwechsel. Mit Recht sagte desshalb Bismark in der Reichstagsseitzung vom 20 Juli: „Wir besitzen seitens der französischen Regierung nur Ein amtliches Actenstück, die gestrige Kriegserklärung. Alles Uebrige bezieht sich auf Gespräche Benedettis, gleichviel ob in Eigenschaft eines Botschafters, ob in anderer, in Ems. Diess sind keine Staatsacten von internationaler Bedeutung."

[2]) Mit Recht sagte desshalb Gambetta: „Wir müssen wissen, in welchen Ausdrücken diese Mittheilung gemacht ist."

posé aufgenommen.... wir haben nur confidentielle [1]) Depeschen empfangen, deren Mittheilung der diplomatische Gebrauch verbietet; [2]) wir werden also nichts mehr mittheilen. [3]) Um aber noch deutlicher zu sein, fügt er hinzu; „dass er die Depeschen zweier französischer Agenten in Händen habe, deren Namen er nicht nennen könne, da sie in diesem Falle schon am andern Tage genöthigt wären, die Höfe zu verlassen, bei welchen sie akkreditirt sind. [4]) Diese zwei Depeschen zeigen uns die Sprache, welche Bismark bei allen Kabineten Europas führt." Die Sprache, welche Bismarck führt! Diese muss wohl ausserordentlich beleidigend und unverschämt sein! Man urtheile. Diese Stücke besagen, dass Bismarck mitgetheilt habe, der König habe sich geweigert, den französischen Gesandten noch einmal zu empfangen und letzterem durch einen Adjutanten sagen lassen, er habe ihm keine weitern Mittheilungen zu machen. Also durchaus nichts anders, als die einfachste Mittheilung der Thatsache, wie sie sich wirklich zugetragen hatte. Dies ist die Sprache, die „Bismarck führt!" Aber nein, in der einfachen Mittheilung lag ja gerade das Verbrechen, oder besser gesagt, daraus sah man, wie Preussen es darauf anlegte, Frankreich zu beleidigen. [1]) Die Weigerung des Königs, den Gesandten noch

---

[1]) In derselben Sitzung erklärte Ollivier: „Was das Verlangen betrifft, dass die Regierung Depeschen mittheile, so antwortet sie, dass sie nichts mitzutheilen hat, dass sie im wahren Sinne des Worts keinen Depeschenwechsel gehabt hat; es bestehen nur mündliche Mittheilungen, welche in den Berichten gesammelt sind, die dem diplomatischen Gebrauch zu Folge nicht mitgetheilt worden sind."

[2]) Es wäre natürlich ein Verbrechen gewesen, den diplomatischen Gebrauch ausser Acht zu lassen! So spricht der Mann, der in der ganzen Sache nicht allein alle diplomatischen Gebräuche, sondern selbst alle diplomatischen Pflichten mit Füssen tritt. Lüge und Heuchelei von Anfang bis zum Ende!

[3]) Dieser constitutionelle Minister verlangt also, dass man sich mit seinen Erklärungen zufrieden gebe; die Stücke selbst, auf denen seine Behauptungen beruhen, verweigert er vorzulegen. Und diess in einer Sache, die man sofort vor die Kammer gebracht, ohne vorher den diplomatischen Weg einzuschlagen!

[4]) Welch ein zärtliches Interesse für das Loos zweier diplomatischer Agenten! Wie hätte dagegen auch das Loos zweier Völker in Betracht kommen können?

[5]) Wem Bismark Mittheilungen darüber gemacht habe, erfährt man nicht einmal aus dem, was über diese beiden Stücke gesagt wird.

einmal zu empfangen, wäre an sich noch nicht so arg gewesen.[1]) Aber die preussische Regierung hatte den europäischen Kabineten die officielle Mittheilung davon gemacht, „was sicherlich nicht jedesmal geschieht, wenn er einem Gesandten eine Audienz verweigert.'. Dass Preussen es wagte, eine Thatsache bekannt zu machen, worüber die französische Regierung selbst in einer öffentlichen Kammersitzung Bericht erstattet, diess ist das schwere Verbrechen! Diese Weigerung, um den französischen Gesandten zur Audienz zuzulassen, hat man, wie Ollivier erklärt, „in ganz Deutschland verbreitet, die officiellen Journale haben sie vermittelst Extrablättern mittgetheilt, die preussischen Minister haben sie überall ihren Collegen angezeigt: „c'est le bruit de l'Europe." Das ist also das furchtbare an Frankreich begangene Majestätsverbrechen, die herausfordernde Handlung, die den Krieg geradezu nothwendig macht. „Sie sprechen mir da von Despeschen, ich spreche von einer That, von einer in ganz Europa bekannten That." Diess ist es auch, was den friedliebenden Ollivier, der den Frieden selbst leidenschaftlich liebt, zu dem Ausruf bringt: „Wenn wir uns mit schwerem Herzen zu diesem Kriege, welchen Preussen uns anbietet, entschliessen, so geschieht diess, weil er noch nie nothwendiger gewesen ist.... Kein Mitglied des Kabinets hat einen Vorwand zu demselben gesucht. Wir haben nicht überlegt, ob der Moment, um Preussen, ich sage nicht Deutschland, anzugreifen, günstig oder ungünstig ist, wir wollten weder Preussen, noch Deutschland angreifen, wir befanden uns einem „Affront" gegenüber, vor einer Drohung, die, wenn wir sie willig hinnehmen würden, uns in den untersten Rang der Staaten herabdrücken würde.... Bei den Verhandlungen waren wir im Beginne derselben nur desshalb so schnell entschieden und entschlossen, weil, wenn wir nur eine Minute verloren hätten, wir vor einer vollendeten Thatsache gestanden wären und wir im

---

[1]) In derselben Sitzung sagte Ollivier: „es kann geschehen, dass ein König einem Gesandten eine Audienz verweigert; was aber verletzend ist, das ist die absichtliche Weigerung. die vermittelst Extrablätter und in den an alle europäischen Höfe gerichteten Telegrammen bekannt gemacht worden ist." Der Adjutant des Königs war sehr höflich gewesen, so höflich, dass „unser Gesandter die an diese Weigerung sich knüpfende Bedeutung zuerst nicht einmal ahnte... Die Beleidigung liegt aber in der tendenziösen Veröffentlichung."

Falle des Kriegs an unsern Füssen die Kugel vorgefunden hätten, die man uns anlegen wollte, das preussische Spanien."[1])

Damit haben wir den Kreis noch einmal ganz durchlaufen. Die Angelegenheit mit der spanischen Krone ist das Werk Preussens! Zwar ist sie selbst aus dem Weg geräumt, aber sie könnte wieder einmal zurückkehren! Für diese Eventualität will sich der König von Preussen zu nichts verpflichten; er will den Gesandten, dem er seinen Entschluss in deutlichen Worten mitgetheilt hat, gerade weil dieser Entschluss und mit vollem Recht unwiderruflich ist, nicht noch einmal über die Zukunft hören und seine Regierung theilt diess Alles in einfacher und passender Weise den verschiedenen Höfen mit, welche sich über die Frage: Krieg oder Friede? in der ängstlichsten Spannung befinden. Und deshalb — muss Frankreich an Preussen den Krieg erklären, und noch nie ist ein Krieg „plus necessaire" gewesen. Mann beginnt Krieg, nicht weil Frankreich Gefahr läuft, wenn ein hohenzoller'scher Prinz auf dem spanischen Throne sitzt, denn dieser Prinz hat diesen Thron ausgeschlagen, auch nicht, weil der König von Preussen den französischen Gesandten nicht zum zweiten Male wegen einer schon abschlägig beschiedenen Forderung empfangen will, sondern weil Bismark das Geschehene zur Kenntniss der europäischen Höfe und zugleich des europäischen Publikums bringt!

Ist nun noch ein anderer Beweis nothwendig, um das Unrecht der französischen Kriegserklärung deutlicher darzustellen? Ich kann nicht glauben, dass für Iemanden, dem es in der That um die Wahrheit zu thun ist, nach den von mir mitgetheilten Thatsachen und beigefügten Bemerkungen noch der geringste Zweifel übrig bleiben kann. Nun das Plaidoyer geführt ist, muss es uns leicht werden, das Urtheil zu fällen. Dieses lautet: „Schuldig im allerhöchsten Grad! Schuldig ohne mildernde Umstände!" Wenn ich jemals auf eine Rechtsfrage eine gute Antwort gegeben habe, so bin ich doch noch nie von der Wahrheit meines Urtheils so sehr überzeugt gewesen, als jetzt, wenn ich auf die Frage, ob Frankreich zur Erklärung des Krieges an

---

[1]) Nach Keratry war die ganze spanische Candidatur: „conçue et préparée par le roi de Prusse et M. de Bismark" und zwar mit der Absicht: „de pouvoir un jour jeter une armée allemande de l'autre côté des Pyrenées en même temps qu'on en jetterait une sur le Rhin." Das ist die praktische Darstellung des „preussischen Spaniens."

Preussen ein Recht hatte, ohne das geringste Bedenken antworte: „Nicht den Schein oder den Schatten von Recht!"[1])

Es versteht sich von selbst, dass ich als unpartheiischer Richter mich auf die Stücke berufen habe, welche die in Frage stehenden Partheien selbst vorgelegt und welche sie als ihren Rechtsgrund angeführt haben. Ich habe desshalb allein die spanische Candidatur berücksichtigt, und zwar in erster Linie den Verlauf der Unterhandlungen über dieselbe.[2]) Denn die französische

---

[1]) „La guerre n'est pas nécessaire." Glais-Bizoin. — „Vous la faites." Emanuel Arago. — „Vous l'avez provoquée!" Desseaux. — „On ne peut pas faire la guerre là-dessus.... c'est impossible!" De Choiseul — „Ceci connu, le monde civilisé vous donnera tort. Ceci connu, si vous faites la guerre, c'est que vous la voulez à tout prix. Cela est vrai, malheureusement." Arago und Jules Favre. — „Si nous avons la guerre, c'est grâce à la politique du cabinet." Jules Favre.

Aber was half diess Alles? Man will Niemand und Nichts gegen den noch nicht erklärten Krieg hören. Der eifrigste Anwalt der schlechten Sache ist Ollivier, der sich im Verlauf der Sitzung in eine fieberhafte Wuth hineinsteigert.

[2]) Ueber diese Unterhandlungen wurden später durch Gramont neue Mittheilungen gemacht. In seinem Schreiben vom 21 Juli an seine diplomatischen Agenten sagt er: „Die Idee, einen hohenzoller'schen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, war nicht neu. Schon im März 1869 wurde sie durch unsern Gesandten in Berlin uns angezeigt, der sofort eingeladen wurde, dem Grafen Bismark mitzutheilen, wie die Regierung des Kaisers eine derartige Eventualität aufnehmen würde. Der Graf Benedetti hatte in den verschiedenen Unterredungen, welche er darüber theils mit dem norddeutschen Bundeskanzler, theils mit dem Unterstaatssekretär v. Thile hatte, nicht verhehlt, dass wir es nicht zugeben könnten, dass ein preussischer Prinz jenseits der Pyrenäen regieren würde. Der Graf Bismark hatte seinerseits erklärt, dass wir uns über eine Combination, welche er selbst für undurchführbar halte, nicht beunruhigen dürfen, und während der Abwesenheit des Bundeskanzlers hatte Herr v. Thile in einem Augenblick, in welchem Benedetti ohne sein Misstrauen zu verhehlen, dringender würde, mit seinem Ehrenworte versichert, dass der Prinz von Hohenzollern weder ein ernsthafter Kandidat für die spanische Krone sei, noch es jemals werden könne." Drei Tage später, am 20 Juli, wurde in einem neuen Rundschreiben Gramonts der Brief von Benedetti vom 31 März 1869 vollständig mitgetheilt. Also im Ganzen nur ein einseitiger Brief, nicht ein einziges preussisches Actenstück! Und wer kann denn überhaupt nur diesem Briefe glauben? Hatte man es hier mit einer Thatsache zu thun, wie sicher hätten sich dann Gramont und Ollivier in den Sitzungen vom 15 Juli darauf berufen können? wie sicher hatte dann vor allem Benedetti, den König von Preussen auf die Erklärung Bismarks und das von v. Thile gegebene Ehrenwort aufmerksam gemacht! Und in der That wurde denn auch durch die

Regierung selbst hat ja wiederholt erklärt, dass darin der einzige Anlass zum Kriege zu suchen sei. Während Gramont schon am 11. Juli von der Tribüne des gesetzgebenden Körpers aus nur die spanische Thronfrage behandelte, so beruft sich auch Ollivier in der Sitzung vom 15. Juli auf nichts anderes. Wiederholt kommt er darauf zurück, dass es sich um durchaus nichts Anders handelt. „Wir haben es verschmäht" — versichert er ausdrücklich — „irgend eine andere Beschwerde dabei geltend zu machen." Er erklärt ganz bestimt — und im Senat gibt Gramont mit denselben Worten die gleiche Versicherung — dass die Regierung am 12 Juli Nachts 12 Uhr an Benedetti geschrieben habe: „Sagen die dem König, dass wir keine Hintergedanken haben, dass wir keinen Vorwand zum Krieg suchen und dass wir nichts verlangen, als dass eine Verwicklung, die wir nicht herbeigeführt haben, auf ehrenvolle Weise gelöst werde." Man hatte desshalb auch vom König von Preussen nur das Versprechen verlangt, dass er den Prinzen Leopold niemals wieder zur Annahme der spanischen Krone ermächtigen würde, „damit die Debatten als definitiv geschlossen betrachtet werden könnten," und man stellte sich dann selbst das schöne Zeugniss aus, „unser Verlangen war gemässigt, die Ausdrücke, welche wir gebrauchten, waren es nicht weniger." Von Anfang bis zu Ende ist also nur von der spanischen Candidatur die Rede, von der Art und Weise, wie der König von Preussen den französischen Gesandten hinsichtlich dieser Candidatur behandelt hat, und von der Mittheilung, welche Bismark über dieses Verhalten des Königs den Höfen und dem Publikum Europas machte. [1])

---

beiden letztern erklärt: „dass zwischen einem von ihnen und Benedetti, seitdem ihnen von der an den Fürsten von Hohenzollern gerichteten Anfrage etwas bekannt geworden, die spanische Candidatur des Prinzen niemals auch nur mit einer Silbe, amtlich oder privatim, besprochen worden." Ich bemerke dabei übrigens noch, dass der Brief Benedettis weniger sagt, als Gramont ihn sagen lässt. Nach diesem Brief hat Herr von Thile sein Ehrenwort nicht darauf gegeben, „dass der Prinz von Hohenzollern weder ein ernsthafter Kandidat für die spanische Krone sei, noch es jemals werden könne" sondern allein darauf, „dass er niemals mit irgend einem Vorfall, welcher nur eine derartige Vermuthung begründen könnte, bekannt geworden sei und dass der spanische Minister in Wien während seiner Anwesenheit in Berlin nicht die leiseste Anspielung auf die Sache gemacht habe."

[1]) Auch in der am 19 Juli in Berlin übergebenen Kriegserklärung wird

Und doch muss ich den Einwand hören, dass ich ein viel zu grosses Gewicht auf die spanische Candidatur und die mit ihr zusammenhängenden Umstände lege; denn darin sei ja nur der Vorwand und die Gelegenheit, aber durchaus nicht der wahre Grund der französischen Kriegserklärung zu suchen; es habe also keinen Sinn, diese spanische Thronfrage so genau zu untersuchen.

So spricht die französisch gesinnte Parthei, wie alle die, welche es nicht zugeben wollen, dass in diesem Kampfe das volle Recht an Preussens, das volle Unrecht an Frankreichs Seite ist. Man begreift zwar, dass die spanische Candidatur, besonders nach ihrer Einziehung, und dass das Betragen des Königs von Preussen und Birmarcks durchaus keinen stichhaltigen Grund für die Erklärung eines Krieges abgeben, und man schweigt desshalb auch am liebsten über Beides. Aber — und ich richte diese Frage in allen Ernst an sie —, begreifen diese Leute dann nicht, dass darin gerade die strengste Verurtheilung Frankreichs und das unzweideutige Bekenntniss liegt, dass man es hier mit nichts, als mit Unrecht, und nicht allein mit Unrecht, sondern mit der niederträchtigsten Heuchelei zu thun hat? Feierlich versichern ja die französischen Minister, dass sie an nichts anders denken, als an die spanische Candidatur und sie gerathen in Zorn, wenn man ihnen den Vorwurf macht, dass diess alles nur ein Vorwand zum Kriege sei, den man um jeden Preis und aus allen Kräften suche. Und doch will man ihr gutes Recht gerade mit dem vertheidigen, was ihre Gegner, die erbittertsten Mitglieder der Linken, ihnen zum Vorwurf machen! Aber man verstehe mich wohl. Ich habe die spanische Frage so ausführlich behandelt, weil ich bei der Prüfung der Rechtsfrage zuerst den Rechtsgrund berücksichtigen musste, auf welchen Frankreich sich selbst berief. Dennoch aber wünschte ich nicht, für so naïv gehalten zu werden, als ob ich nur einen Augenblick des guten Glaubens leben würde, dass die französische Regierung der spanischen Frage selbst so viel Werth beigelegt habe. [1]) Ich weiss so gut, als meine Gegner, dass hinter den

---

von keinem andern Motiv gesprochen. Dasselbe gilt auch von den Briefen, welche Gramont zu seinen diplomatischen Agenten am 21. und 24. Juli richtete.

[1]) Warum hat dann aber die französische Regierung der Sache ein so grosses Gewicht beigelegt? Warum hat sie ihre Kriegserklärung nicht lieber auf etwas anderes begründet, als auf diese nichtige Angelegenheit? Sie

Coulissen etwas ganz anderes war, als auf der Bühne vor den erstaunten Zuschauern abgespielt wurde. Weit entfernt aber, dass darin ein Entschuldigungsgrund für die französischen Minister läge, bestimmt mich gerade diess, das strengste und verdammendste Urtheil über sie auszusprechen. Gerade desshalb, weil ich weiss, dass ein Hintergedanke im Spiele war und weil ich diesen Hintergedanken kenne, verurtheile ich eine Regierung, die ausdrücklich erklärt: „Wir haben durchaus keinen Hintergedanken, wir suchen keinen Vorwand" und spreche bei einer solchen Regierung von schändlichem Unrecht und verächtlicher Heuchelei. [1])

---

hätte ja von Preussens Verhalten gegen Dänemark, von den Ereignissen in Hannover, Nassau, Hessen im Jahr 1866 sprechen können? Warum erklärte sie ausdrücklich diese Dinge auf sich beruhen lassen zu wollen? Die Antwort kann sehr einfach sein: weil sie sehr gut begriff, dass eine Kriegserklärung nicht einmal scheinbar gerechtfertigt werden kann, wenn man sich auf eine Thatsache beruft, die vor vier oder sechs Jahren eingetreten und die man als fait accompli anerkannt hat, davon zu schweigen, dass sie auf das Bestehen der freundschaftlichen Beziehungen durchaus keinen störenden Einfluss ausgeübt hat. Man hatte während der vier Jahre in aller Stille und unter Versicherungen des besten Einvernehmens sich gewaffnet, jetzt glaubte man bereit zu sein, da man überdiess auch aus Gründen der innern Politik eines Krieges bedurfte; es verstand sich von selbst, dass man seinen Vorwand nicht in etwas, was vor vier oder sechs Jahren geschehen, sondern darin suchen müsse, was im gegebenen Augenblicke vorfiel. War diess nur eine unbedeutende Kleinigkeit, dann konnte auch diese verwerthet werden. Ueberdiess konnte man von der dänischen Angelegenheit schon desshalb nicht sprechen, weil im Kriege Deutschlands gegen Dänemark Napoleon die Interessen Dänemarks seinen eigenen Berechnungen geopfert hatte. Selbst der von England zur Beilegung der Streitfrage gemachte Conferenzvorschlag scheiterte an der Weigerung Napoleons, sich dabei zu betheiligen.

[1]) In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 11. Juli hatte Arago gefragt: „ob die anhängige Frage sich nur auf die spanische Throncandidatur eines hohenzollernschen Prinzen beziehe? Wenn dem so ist, dann glaube ich, dass man auf eine befriedigende Antwort hoffen und den Frieden für gesichert halten darf. Ist die Frage aber eine complicirte und kann sie noch andere Discussionen, als den hohenzollerschen Fall, im Gefolge haben, dann müssten wir sie leider von dem Gesichtspunkt aus betrachten, dass sie einen andern Vorwand zur Kriegserklärung darbietet." Unter einem abscheulichen Lärmen wurde diese Frage angehört und man rief Gramont, der antworten wollte, zu: „Ne répondez pas!" Der Minister hatte sich dann auch wieder auf seinen Stuhl niedergelassen und Arago konnte nur noch die Bemerkung machen: „Dieses Stillschweigen ist bezeichnend." Ueber diesen parlamentarischen Vorfall schrieb desshalb auch Molinari im Journal des Débats

Oder waren etwa die Gründe, welche die französischen Minister verschwiegen, vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus gewichtiger, als die, welche sie selbst anführten? Schon daraus allein müsste das Gegentheil folgen, dass, wenn diess wirklich der Fall gewesen wäre, ihr gesunder Menschenverstand sie aufgefordert hätte, sich lieber auf die bessern, als auf die schlechtern zu berufen. Bei Jemanden, der mit Hintergedanken umgeht, ein gutes Gewissen voraussetzen zu wollen, ist Unsinn. Im Grunde genommen wäre es desshalb unnöthig, länger bei diesen verborgenen und geheimen Kriegsgründen zu verweilen und überdiess kann man von keinem Richter verlangen, nach Stücken, die überhaupt gar nicht im Prozess vorgelegt wurden, sein Urtheil zu fällen. Doch wollen wir der französischen Regierung mit vollem Masse messen, und um ihr Unrecht ins hellste Licht zu stellen, nächst ihren offen erkannten Gründen auch ihre geheimen Motive untersuchen.

„Im Grunde kann ich," sagt Dr. Réville, „darin nichts sehen, als einen für unsere Civilisation beschämenden Ausbruch eines Antagonismus, der auf die vier letzten Jahren zurückzuführen ist und jetzt seinen Gipfelpunkt erreicht hat."

(13 Juli): „Arago hat an das Kabinet die Frage gerichtet, ob die von der französischen Regierung verlangten Erklärungen sich auf die hohenzollersche Angelegenheit beschränkten? Wäre diess nicht der Fall, dann müsste man die ganze Sache als einen gesuchten Kriegsvorwand betrachten. Der Herr Minister des Auswärtigen hatte sich zuerst erhoben, um zu antworten, diess aber, nach dem er sich mit dem Grossiegelbewahrer berathen, unterlassen und man darf sich gratuliren, dass er es für unnöthig gehalten hat, das Kabinet gegen eine solche Imputation zu vertheidigen. Wir leben wahrhaftig nicht mehr in einer Zeit, wo man sich eines Vorwandes bedienen konnte, um den Krieg zu erklären; heutzutage bedarf es ernsthafter und berechtigter Motive, um dieses schreckliche Unglück über die Welt zu entfesseln. Die Regierung hat sich über die Candidatur eines hohenzollerschen Prinzen beunruhigt, und man kann es bedauern, dass sie ihre Beunruhigung vor das Forum des gesetzgebenden Körpers gebracht, ... aber man hat nicht das Recht. dieselbe anzuklagen, dass sie die Kammer und das Land absichtlich täuschen wollte, indem sie sich dieses Falles als eines Vorwandes zum Krieg bediente .... Ueberdiess, die Versicherung des Ministers des Answärtigen, dass alle Kabinette, an welche wir uns gewendet haben, die Berechtigung unserer Beschwerden anerkennen, würde hinreichen, um die Insinuation des Herrn Arago zu verurtheilen." Das sittliche Urtheil war also bei Molinari und Arago ganz dasselbe, sie giengen nur in der Frage auseinander, ob die Regierung an der Sache, die der eine eben so streng verurtheilte, als der andere, schuldig wäre oder nicht.

Ich will zunächst die Thatsache dieser Spannung zugeben. Wird aber dadurch der Krieg gerechtfertigt? Gerade darin, dass diese Spannung die Bezeichunng „beschämend für unsere Civilisation" doppelt verdient, liegt der deutlichste Beweis, dass ihre Folgen vor dem Recht nicht bestehen, ja nicht einmal mit dem gewöhnlichen Massstab des Rechts gemessen werden können, sondern von der ganzen Rechtssphäre so weit als möglich entfernt sind. Muss man hier an eine Explosion entzündbarer Stoffe, welche seit Jahren sich angehäuft haben, denken, dann gibt man zu, dass man über einen im Gebiet der Naturnothwendigkeit liegenden Gegenstand spricht, aber nicht über sittliche Nothwendigkeit und das Recht. Bringt man den hungrigen Löwen mit dem hungrigen Tiger in Berührung, dann wird der Kampf sicher nicht ausbleiben, aber es handelt sich hier auch nur um ein natürliches Müssen, um keine sittliche Nöthigung und von einer sittlichen Vertheidigung, einem Recht kann keine Rede sein, so lange man allein mit dem Löwen und dem Tiger zu thun hat. Nur der Mensch, welcher diese wilden Thiere so nahe zueinander brachte, kann rechtlich für das Schauspiel verantwortlich gemacht werden, und nur desshalb, weil er ein Mensch, ein vernünftiges und also auch sittlich verantwortliches Wesen ist. Es ist sicher nicht schwierig, diese Vergleichung hier anzuwenden. Zugegeben, dass zwischen dem französischen und deutschen Volke eine Spannung besteht, was ist dann die Aufgabe der Regierungen? Jede Gelegenheit zu einem Zusammenstoss so lange als möglich aus dem Wege zu räumen und alles zu vermeiden, was sie gegeneinander erbittern und aufreizen kann. Hat die französische Regierung diese Aufgabe erfüllt? Wir haben bis jetzt nur das Gegentheil gesehen. Sie beschuldigt Preussen, in verrätherischer und ehrgeiziger Absicht gehandelt zu haben, und diess in einem Augenblick, wo sie nach ihrem eigenen Bekenntniss noch durchaus nicht weiss, ob Preussen überhaupt gehandelt hat. Und sie beharrt auf dieser Beschuldigung, auch als sie von Preussen die unzweideutigste Erklärung erhalten hat, dass es mit der ganzen Sache gar nichts zu thun gehabt und gegen den Ablauf derselben auch ganz gleichgültig ist. Alle von ihr gebrauchten Worte sind mit grossem Geschick gewählt, um den französischen Vorurtheilen zu schmeicheln und zugleich um die französischen Leidenschaften in ihrer voller Kraft gegen Preussen zu entfesseln. Wo sich der Schein

einer Gelegenheit darbietet, um das französische Volk gegen Preussen aufzuhetzen, wird dieselbe wahrgenomen und überzeugt, dass Pulver im Ueberfluss vorhanden ist, wirft sie mit gewissenloser Hand den entzündenden Funken in dasselbe. Sie weiss, dass die Anzahl derer, welche nichts feuriger, als einen Krieg mit Preussen verlangen, eine sehr grosse ist, sie weiss, dass Andere wegen der Erregtheit der Gemüther einen Zusamenstoss, wenn auch nicht für wünschenswerth, aber doch für unvermeidlich halten, und sofort, ehe sie nur weiss, ob eine vernünftige Gelegenheit vorhanden ist, um sich einigermassen für beleidigt zu halten, nimmt sie das Wort Krieg in den Mund. Wäre diess die gewöhnliche Handelsweise der Regierungen, wie oft wäre nicht da und dort, bald zwischen diesen, bald zwischen jenen Völlkern der Krieg ausgebrochen, welcher durch weisen Takt vermieden wurde? Es existirt beinahe gar keine Zeit, in welcher die Wogen mancher Volksleidenschaften nicht hoch gehen, wo nicht das eine Volk dem andern gegenüber äusserst reizbar ist, hinter jeder Handlung eine böse Absicht wittert, um jeder Kleinigkeit willen Streit sucht und den Krieg als einen „populären" begrüsst. Wer erinnert sich nicht aus früheren Jahren — sie liegen noch nicht so weit hinter uns — der immer wiederkehrenden Anspielungen auf das, was man den alten Volkshass der Franzosen gegen England zu nennen pflegte? Wer denkt nicht an die geistreichen englischen Carricaturen über die säbelrasselnden französischen Obersten, denen die Hoffnung auf einen Krieg mit dem treulosen Albion, mit dem noch so manche Rechnung abzuschliessen war, den Schlaf raubte? Wer hat nicht hunderte Male gehört und gelesen, dass in Frankreich nichts populärer wäre, als ein Krieg mit England? Was in solchen Zeiten der Spannung eine verständige und sittliche Regierung zu thun hat, braucht kaum gesagt zu werden. Sie muss widerstehen, aber ja nicht sich mitreissen lassen oder gar Oel ins Feuer giessen. Und gewiss, eine Regierung, die sich eine solche Verpflichtung zum klaren Bewustsein bringt und es sich fest vorgenomen hat, sie zu erfüllen, wird ihr edles Ziel, das allmählige Aussterben der Volksvorurtheile und die Beruhigung der Leidenschaften, nach kürzerer oder längerer Zeit erreichen. Sie darf nur das Mittel anwenden, welches seinen Zwerk nie verfehlt, sofern man nur Wahrheit, Recht und Liebe sucht und Licht und Erkenntniss

unter allen Volksklassen verbreitet. Sie darf die Völker nur zum klaren Bewusstsein ihrer eigenen Interessen bringen, ihnen nur deutlich machen, dass das Glück eines Volkes nicht von der Schwachheit und dem Unglück, sondern von der Stärke und dem Wohlstand aller andern Völker ohne Unterschied abhängt, und gewiss, der Hass wird allmälig verschwinden und ein friedliches Zusammenwirken wird an die Stelle der frühern eifersüchtigen Feindschaft treten. Was ist heute vom französischen Nationalhass gegen England noch übrig geblieben, während man noch vor kaum zwölf Jahren das Waffengeklirre zu hören glaubte und der Bestand des Friedens angesichts einer solchen Spannung für unmöglich gehalten wurde? Auch damals gab es eine starke Kriegs- und Friedensparthei, die Anzahl derer, welche im Bewustsein, dass es doch zum Kampfe kommen müsse, lieber heute als morgen losgeschlagen hätten, war eine bedeutende. Und doch, man hat es sorgfältig vermieden, dem Feuer Nahrung zu geben und das Feuer gieng auch allmälig aus. Hätte die französische Regierung nun auch Preussen gegenüber ebenso gehandelt, der Erfolg wäre auch hier derselbe gewesen.[1]) Gewiss die Erbitterung war gross, die Stimmung war

---

[1]) Im Leitartikel des Journal des Débats vom 15 Juli las man folgende treffende Worte über diesen Gegenstand:

Was die Friedensfreunde betrifft, welche in diesem Augenblicke den Krieg wünschen und sich dabei durch die prächtige Logik leiten lassen, dass die gegenseitige Erbitterung zwischen Frankreich und Preussen früher oder später doch dazu führen müsse und dass es desshalb besser sei, der Sache sofort ein Ende zu machen, — diese können wir nur an die Erbitterung erinnern, welche früher bei uns gegen England herrschte. Schien es vor 25 Jahren nicht ebenfalls, dass ein Krieg zwischen den beiden Staaten unvermeidlich wäre?.... Der gesunde Verstand hat ihn verhindert. Jedesmal, wenn sich eine Verwicklung erhob, beeilte man sich, dieselbe beizulegen und es ist uns gelungen, uns mit dem perfiden Albion zu versöhnen und zwar so sehr, dass heute kein Mensch mehr in Frankreich ist, welcher diesen alten Hass wieder anzufachen sucht, so dass man jetzt überzeugt ist, dass derselbe vollständig verschwunden ist...... Machen wir uns auch jetzt diese ausgezeichnete Politik zu eigen und bald wird der Hass von heute vergessen sein. Die Versöhnung wäre um so leichter, da Frankreich unter dem ersten Kaiserreich hauptsächlich durch den unversöhnlichen Widerstand des englischen Volks in seinem Kampfe gegen Europa besiegt worden war. Im Jahr 1866 sind es ja nicht wir, die bei Sadowa geschlagen worden, sondern die Oesterreicher." Ebenso treffend wie diese Worte sind die in derselben Nummer dieses Journals gemachten Bemerkungen Eugène Dufeuille's: „Der Hass gegen England war eine Tradi-

erregt, aber nicht von Preussen gegen Frankreich, denn Preussen hatte in der letzten Zeit an Frankreich nichts zu rächen, sondern von Frankreich gegen Preussen. Konnte diese Stimmung für eine unveränderliche gehalten werden? Wenn es der französischen Regierung darum zu thun gewesen wäre, um — freilich nicht im Sinne des Bonapartismus — die Augen der Nation zu öffnen und derselben Wahrheit, nicht grossprecherische Worte über Ehre und Ruhm, zu bieten, die Aufregung hätte sich gelegt, der Hass wäre verschwunden, die Kräfte wären zum Wetteifer in den Werken des Friedens angewendet worden, während sie jetzt im Kriege zum Verderben der Menschheit missbraucht werden. Aber gerade das Gegentheil hat sie gethan und auch der Erfolg war ein entgegengesetzter; von der Stunde an, dass die Nation auf sie hörte, hat sie in die Kriegstrompete gestossen, und der entfesselte Krieg ist denn auch das Werk, zunächst nicht der Aufregung der Nation, sondern der Regierung, welche diese anfachte.

Oder war etwa diese Aufregung so gerechtfertigt und so natürlich, dass sie, statt in Schranken gehalten zn werden, noch gesteigert werden musste? War sie vielleicht die Folge einer edlen, nicht einer verabscheuungswürdigen Gemüthsstimmung? Die Antwort auf diese Frage kann nicht schwer fallen. Hören wir nur, wie die Franzosen selbst ihre feindliche Gesinnung gegen Preussen vertheidigen.

Dr. Réville spricht von einem „Antagonismus, der auf die letzten vier Jahre zurückzuführen ist.“ So gelangen wir von selbst zum Jahr 1866, zu den glänzenden Siegen der preussischen Waffen, zum Schlachtfeld van Sadowa und zur festen Begründung des Gebäudes der deutschen Einheit. Oder datirt die Erbitterung vielleicht noch von früher her? Ich glaube nicht, dass, besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen, ein Franzose diese Behauptung aufstellen wird. Bis zum Ende der Laufbahn Napoleons I. sind die französischen Beschwerden

---

tion in den ärmsten Hütten Frankreichs und es gehörte zur Erziehung eines Franzosen, die Engländer zu hassen und zu verachten. Und was ist zur Stunde aus diesem Hass geworden? Man würde denselben mit Mühe noch entdecken können, höchstens bei einigen Bauern der Normandie und einigen Fischern unserer Gestade wird derselbe noch gefunden.“ In dieser Weise wurde durch französische Schriftsteller die Wahrheit zur rechten Zeit gesagt, Unkenntniss konnte also die Regierung nicht vorschützen.

ausschliesslich gegen England gerichtet; wie hätten sie auch Deutschland treffen können, dem man von Jahrhundert zu Jahrhundert das gräulichste Unrecht gethan, das man wiederholt beraubt und ausgeplündert hatte? Es ist so, auf die Unterdrückung folgte die Erhebung und am Befreiungskriege hat Deutschland und besonders Preussen einen lebhaften und kräftigen Antheil genommen und die Schlachten von Leipzig und Waterloo liessen im Herzen der französischen Ehrsucht einen scharfen Stachel zurück. Würde es sich aber im jetzigen Augenblicke noch um Rache für Leipzig und Waterloo handeln, dann müsste ihr nicht nur Deutschland und Preussen, sondern ganz Europa zum Opfer fallen, England so gut wie Russland, Holland nicht minder als Belgien. Desshalb schweigt man auch in Frankreich davon und man hält natürlich das Geständniss, dass man noch eine Rechnung mit Europa abzuschliessen habe, aus der wohlbegründeten Furcht zurück, dass Europa erwachen und in Preussen sich selbst, vom Westen bis zum Osten, vom Norden bis zum Süden, bedroht sehen würde. Frankreich muss jedoch gegen Preussen eine Beschwerde geltend machen können, für welche Preussen allein verantwortlich ist und für welche dieses auch allein zu büssen hat. Um aber diese zu finden, existirt seit 1815 nur in den Ereignissen der letzten Jahre eine Veranlassung. Und auf diese kommen denn auch die Franzosen wiederholt zurück. Der besondere Hass gegen Preussen datirt erst von dem grossen durch Preussen in Deutschland zu Stande gebrachten Werke. Es ist die unter Preussens Leitung, der einzig möglichen Bedingung, zu Stande gekommene deutsche Einheit, welche den Franzosen keine Ruhe lässt und die süssen Träume ihrer Uebermacht in Europa und ihrer entscheidenden Stimme im Rathe der Völker stört. Sadowa und Bismark, das sind die zwei Namen, die jedem Franzosen einen Fieberschauer auf den Leib jagen. Für die meisten steht es denn auch fest, dass man sofort nach den preussischen Siegen das aufgeführte Gebäude wieder hätte abbrechen und Preussen in seinen frühern Zustand der Schwäche zurückbringen müssen. War man damals auch noch nicht im Stande, die nothwendige Kraft dazu zu entwickeln, dann war diess in jedem Falle nur aufgeschoben; man hatte die süsse Rache noch gut und konnte sich auf die Stunde der Abrechnung vorbereiten, man konnte sich vom Scheitel bis zur Sohle waffnen, um bei der ersten besten Gelegenheit voll-

ständig gerüstet den verhassten Nachbar anzufallen und den trotzigen Sieger nun ebenfalls zu besiegen. Von den zahllosen Journalartikeln und Flugschriften, in welchen sich der Chauvinismus gegen Preussen Luft machte, will ich nicht einmal sprechen, ich will nur auf die Aeusserungen aufmerksam machen, welche man nach dem Bekanntwerden der spanischen Candidatur vernahm, also zu einer Zeit, in der die Regierung ausser dieser Candidatur selbst keinen einzigen Differenzpunkt zu kennen schien. Wir werden daraus sehen, wo Frankreich der Schuh drückte und wie hinter der spanischen Thronfrage manchmal die Wuth über Sadowa sich bemerkbar machte. Schon in der Sitzung des Senats vom 8. Juli tritt diess sehr deutlich zu Tage. „Ich wünsche der Regierung Glück," sagte Brenier, „dass sie diese Politik verschmäht hat, welche seit vier Jahren den französischen Patriotismus beleidigte und unsere höchsten Interessen compromittiren konnte; ich wünsche ihr Glück, dass sie den diplomatischen Schritt vom 16. September 1866, welcher wie ein verhängnisvolles Bleigewicht an den Entschlüssen der Regierung hieng, ungeschehen gemacht hat. Dieselbe entfaltet nun wieder das wahre politische Banner Frankreichs und sie kann es tragen, wohin sie will, Frankreich ist hinter ihr." In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli widerräth, wie wir schon gesehen, Thiers sehr dringend den Krieg. Aber nur, weil nach seiner Meinung der geschickte Augenblick noch nicht gekommen ist. Nicht als ob kein guter Grund dazu bestände, es fehlt einfach die passende Gelegenheit. Und was ist nun dieser gute Grund? Wieder Sadowa. „Ich halte diesen Krieg für sehr unklug; Niemand mehr als ich hat die Ereignisse von 1866 bedauert, Niemand mehr als ich ist von dem Verlangen, sie ungeschehen zu machen, beseelt, aber die Gelegenheit dazu ist schlecht gewählt." So [1])

---

[1]) Selbst in dem ausgezeichneten Artikel von John Lemoine vom 8 Juli, in welchem er die Bedeutungslosigkeit der spanischen Candidatur so klar beweist, und sich die möglichste Mühe gibt, um die Empfindlichkeit Frankreichs zu beschwichtigen, bleiben doch die Worte nicht aus: „Gewiss ist Sadowa sehr schwer zu verdauen; diess ist eine zweischneidige Waffe geworden, der sich jeder bedienen kann und mit welcher sich jeder verwundet. Es wäre aber sehr ungeschickt, Sadowa in Madrid suchen zu wollen, man muss seine Beschwerden für bessere Gründe und einen bessern Vorwand bewahren."

spricht der Mann, der im Sommer 1840 seine habsüchtigen Blicke auf den Rhein gerichtet hat und der in den Thatsachen von 1866 nichts mehr beklagte, als das Ende der deutschen Uneinigkeit, welche Frankreich's Angriffe auf die Rheinprovinz so sehr erleichterte. Ebenso heftig sind in derselben Sitzung die Worte Guyot-Montpayroux's, obwohl er zu einem andern Resultate gelangt. Weit entfernt, den Krieg zu widerrathen, stimmt er für denselben, weil an einen dauerhaften Frieden ja doch nicht zu denken ist. „Ich glaube," so sagt er, „dass das durch den Erfolg von Sadowa berauschte Preussen, welches mit der Prätension auftritt, Deutschland zu sein, während es dasselbe nur unterdrücken will, vergessen hat, wer das Frankreich von Jena ist, dass man es daran erinnern muss. Ich glaube, dass es Zeit ist, dass das Vaterland und die Revolution [1]) ihre Suprematie in den Augen der Welt geltend machen, besonders vor dem Staate des Mittelalters und der Feudalität." Europa muss wissen, dass Frankreich „nicht aus egoistischen Zwecken oder Eigeninteresse" den Krieg beginnt, sondern nur, weil es vom Bewusstsein erfüllt ist, die Welt wieder zu dem normalen Zustand zurückbringen und dem durch den preussischen Ehrgeiz seit vier Jahren beunruhigten Europa die nothwendige Sicherheit geben zu müssen." Noch deutlicher beweist der Senat wie das französische Erinnerungsvermögen sich nur auf die vier letzten Jare erstreckt. In der Audienz bei dem Kaiser in St. Cloud stellt er Preussen als eine Macht dar, welche „zum Vortheil seiner Macht und seines Einflusses, zum Schaden unserer Ehre und unserer Interessen noch einmal das europäische Gleichgewicht habe stören wollen." Diese Macht zu zertrümmern ist der schöne Beruf des Kaisers; und diesen Beruf hat er auch seit vier Jahren in ausgezeichneter Weise erfüllt; denn: „indem er die übereilte Ungeduld zurückwies und sich von der ruhigen Beharrlichkeit, welche ja der wahre Beweis der Stärke ist, leiten liess, hat er es verstanden, zu warten; aber seit vier

---

[1]) Diese Worte klingen unter einem bonapartistischen Kaiserreich sehr schön! Aber der Kaiser bediente sich ihrer selbst, als er in seiner Proclamation zum Volke sagte: „Das glorreiche Banner, welches wir entfalten, ist dasselbe, welches die civilisatorischen Ideen unserer grossen Revolution durch Europa trug." So wurde denn auch die Marseillaise das Kriegslied der Bonapartisten

Jahren hat er die Bewaffnung unserer Soldaten auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht und die Organisation unserer Streitkräfte vollendet. Dank Ihrer Sorgfalt ist Frankreich bereit." Mit andern Worten: Sofort nach Sadowa hätte der Kaiser um der Ehre Frankreichs willen Preussen angreifen müssen, und er würde es auch gethan haben, wenn er dazu im Stande, d. h. gut gerüstet gewesen wäre.[1]) Aber er sah die Nothwendigkeit ein, noch eine Zeit lang zu warten, rüstete aber indessen von Stund an, um zum blutigen Streite bereit zu sein. Jetzt, nach dem die vierjährigen Rüstungen vollendet sind, nun am Heere und dessen Bewaffnung „selbst kein Gamaschenknopf" mehr fehlt, zieht er das Schwert aus der Scheide, um den Hass zu befriedigen, der seit vier Jahren seit Sadowa in ihm kochte. Und mit welcher Absicht? Natürlich mit keiner andern, als um das Werk von Sadowa ungeschehen zu machen und das im Jahr 1866 durch Bismark aufgeführte Gebäude niederzureissen. Der Senat spricht diess auch ganz offen aus und sieht schon in nicht sehr entferntem Hintergrunde „Deutschland von der dasselbe unterdrückenden Herrschaft" befreit, eine Erwartung, auf welche der Kaiser in seiner Proklamation an das Volk sein Siegel drückt, indem er der verblendeten Menge die schönklingenden Worte zuruft: „Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten, wir wünschen nur, dass die Völker, welche die grosse germanische Nation bilden, frei über ihre Bestimmung verfügen können." Man weiss, was diese Worte bedeuten: in Frankreichs Augen ist

---

[2]) Ein schlagender Beweis für die zwei Wahrheiten: 1) So oft die französische Regierung seit 1866 ihre friedliebende Gesinnung erklärte, war dies eitel Lug und Trug. Frankreich störte den Frieden nicht, nicht weil es denselben wollte, sondern weil es noch nicht gerüstet war. 2) Preussen hat nicht die geringste Verpflichtung an Napoleon dafür übernommen, dass er das Werk von 1866 zuliess. Ehe dasselbe vollbracht wurde, that er keinen Schritt, um dasselbe zu verhindern, einzig und allein, weil er auf einen solchen Ausgang nicht gerechnet hatte; und als es geschehen war, begann er keinen Krieg, um dasselbe wieder zu zerstören, allein weil er zu einem Kriege nicht vollständig bewaffnet war. Er that, was er konnte: er drohte mit dem Krieg und verhinderte dadurch die Vollendung des grossen Werkes der deutschen Einheit. Doch spricht er noch in seiner Proclamation an sein Volk von „les dispositions les plus conciliantes," von seinem „bon vouloir" und seiner „longanimité," die er Preussen bewiesen habe „pendant et depuis la guerre de 1866."

dieses Deutschland, dessen Freiheit man beschützen will, der deutsche Bund, das heisst, das uneinige und schwache Deutschland, das Deutschland vor 1866.

Man sieht also, die Einheit Deutschlands ist es, die Frankreich erbittert hat und aufs Schlachtfeld führt. Mit welchem Rechte? Nicht mit einem Schein oder Schatten von Recht. Was geht denn die Regulirung der deutschen Verhältnisse Frankreich an? Hat Frankreich veilleicht von Europa, hat es selbst nur von einem Theile Deutschlands ein Richteramt, um in höchster Instanz zu entscheiden, empfangen? Ist es dazu berufen, um in Europa eine neue Vorsehung zu spielen und ausserhalb seiner Grenzen über andere Völker Recht zu sprechen? Was berechtigt Frankreich zu der Aufgabe, zu der sich weder England, noch Russland, noch eine andere Macht berufen fühlt? Deutschland hat sich mit den Angelegenheiten Frankreichs noch nichts zu schaffen gemacht, es hat den Fall des Königthuns, die Proklamirung der Republik und die Errichtung des zweiten Kaiserreiches,[1]) die Erwerbung des von Italien abgetretenen Grundgebiets ohne den geringsten Widerstand zugelassen, welches Recht hat nun Frankreich, um Deutschland in der Regulirung seiner eigenen Angelegenheiten zu hindern? Doch betrachten wir die Sache noch etwas näher. Wir erinnern uns noch der vom französischen Kaiser an den österreichischen Gesandten am 1. Januar 1859 gerichteten Worte; „Ich bedaure es, dass unser Verhältniss nicht so ist, wie ich es wohl wünschen würde." Sie kündigten den gegen Oesterreich vorbereiteten Krieg an; Verlauf und Ende desselben sind bekannt, der überraschende Friede von Villafranca, oder, wenn man lieber will, von Zürich, die erbärmliche Bereicherung Frankreichs mit Nizza und Savoyen, Oesterreich das Schlachtopfer der napoleonischen Politik. Sieben Jahre später befindet sich dasselbe Oesterreich im Kriege mit Preussen. Es fällt aber Frankreich nicht ein, sich auf die

[1]) Als die preussische Regierung vom Senatusconsult und vom Plebiscit, wodurch dieses ins Leben gerufen wurde, Kenntniss erhalten hatte, schrieb Manteuffel (28. Dezember 1852): „Diese beiden Thatsachen haben sich im Innern vollzogen, sie berühren uns also in keiner Weise, dass wir uns über ihren Inhalt auszusprechen hätten. Aus demselben Grunde aber bleiben auch die Bestimmungen, welche sie enthalten, durchaus ausserhalb des Bereiches der Beziehungen Frankreichs mit den fremden Mächten." So erkannte Preussen das Prinzip der nationalen Selbständigkeit unbedingt an.

Seite Oesterreichs zu stellen und diesem Staate, den es selbst um seine schönen Besitzungen in Italien gebracht, zu Hülfe zu kommen. Schneller, als den französischen, unterliegt Oesterreich nun den preussischen Waffen. Preussen gewinnt die glänzendsten Siege und diese sind die Früchte einer Kriegführung, wie sie Europa seit einem halben Jahrhundert nicht gesehen. Und Preussen weiss seine Siege zu benützen, es gebraucht sie zur Erreichung des grossen Zieles, welches schon so viele edle deutsche Herzen und Geister erfüllt hat, das aber nur der Geist Eines Mannes, Bismarks, erreichen konnte. Vor 1866 gab es kein Deutschland, Bismark hat Deutschland erst gemacht, aber er musste vorläufig noch die Mainlinie anerkennen. Jetzt beginnt auf einmal die französische Politik ein neues und anderes Spiel und man schliesst jetzt mit der Macht, welche man eben noch blutig bekämpft hat, Freundschaft und die Feindschaft wendet sich gegen Preussen. Frankreich hatte darauf gerechnet, dass der Krieg zwischen zwei deutschen Mächten Deutschland noch schwächer machen würde, als je zuvor; es hatte falsch gerechnet; ein kräftiges Deutschland sollte fortan inmitten Europas einen ehrenvollen Platz einnehmen und Europa sollte nicht länger von Frankreichs Parole abhängen. Ein solches Resultat konnte Frankreich nicht verwinden. Es war unverzeihlich, dass Preussen so unverschämt gewesen war, sich bei Sadowa nicht schlagen zu lassen, Frankreich musste Satisfaction haben und sein früheres Gleichgewicht wieder herstellen. Aber es war gegen einen so kriegstüchtigen Feind noch lange nicht zum Kampfe gerüstet, es folgten vier Jahre der Vorbereitungen und als man diese für vollendet hielt, die Kriegserklärung Die spanische Candidatur war der Vorwand, der wahre Grund — wir haben diess von allen Seiten anerkennen hören — war Sadowa. Und dennoch wagt man es noch von Recht zu sprechen oder gelinde ausgedrückt, „das Recht in der ganzen Angelegenheit zweifelhaft zu nennen."

Oder gieng vielleicht diesem Unrechte, dessen sich Frankreich durch die Kriegserklärung schuldig machte, so viel von Preussen begangenes Unrecht vorher, dass diese selbst als Recht betrachtet werden muss? Es ist sehr leicht, auf diese Frage zu antworten. Angenommen, Preussen hätte im Jahr 1866 wirklich ein Unrecht begangen, auch in diesem Falle würde ein französisches Unrecht im Jahr 1870 noch durchaus nicht ge-

rechtfertigt sein.[1]) Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Preussen hat im Jahr 1866 kein Unrecht begangen, es hat nur für Deutschland das gethan, was schon vor Jahrhunderten für Frankreich geschehen war, es hat Deutschland geeinigt und organisirt. Das Ziel, welches Bismark vor Augen schwebte und welches Preussen unter seiner Leitung erreicht hat, war ein edles und grosses Ziel; was Cavour für Italien gethan, das geschah durch ihn, aber nur mit kräftigerer Hand, für Deutschland. Und das Mittel, dessen er sich dazu bediente, war das einzig mögliche. Der Krieg mit Oesterreich war eine Lebensfrage für Deutschland. Nichts ist unsinniger, als wenn man das Verhältniss zweier selbständiger, von einander durchaus unabhängiger Staaten, wie Frankreich und Preussen, mit dem Verhältniss zweier zum Schaden des gemeinsamen Vaterlandes fest mit einander verbundenen Staaten, wie Preussen und Oesterreich, vergleicht. Der deutsche Bund war Deutschlands Fluch, der Hemmschuh aller seiner Bewegungen, das unfehlbare Mittel in der Hand jedes Fremden, der Deutschland vermöge seiner Uneinigheit demüthigen wollte. Wie konnte Deutschland — darüber war man seit langer Zeit einig — sich zu einer kräftigen Einheit entwickeln, wenn nicht Preussen die Leitung des grossen Vaterlandes auf sich nehmen würde? Aber Preussen war nicht im Stande, einen Schritt zu thun, oder Oesterreich und die österreichische Parthei stand ihm im Wege. Alle Anstrengungen zur Versöhnung, zur Vereinigung, um ein gemeinschaftliches Ziel zu erreichen, waren fruchtlos. Es gab für Deutschland keine Rettung, als die Ausstossung Oesterreichs; die hindernde Fessel musste gesprengt werden. Oesterreich's Interessen waren keine deutsche Interessen; im Gegentheil, Oesterreich arbeitete gegen alles, was ein geeintes und kräftiges Deutschland zu Stande bringen konnte, es vereitelte nicht nur alle nationalen Anstrengungen, es spannte sogar alle Kräfte an, um auch das, was bereits für das Eine Vaterland geschehen, wieder ungeschehen zu machen. Es war für Preussen nichts anders möglich, als Oesterreich für immer unschädlich

[1]) „Das Unrecht des Herrn von Bismark im Jahr 1866 ändert durchaus nichts an dieser sonnenklaren Thatsache: Unsere Regierung beginnt im Jahr 1870 dem Krieg, weil sie ihn wünscht." So schreibt Gasparin in seinem edlen Brief vom 18 Juli über: „da déclaration de guerre."

zu machen. Sogar französische Schriftsteller haben diess begriffen und ich schätze nich glücklich, dass ich mich auf ihr Zeugniss berufen kann. Gerade weil mir die Sache so wichtig erscheint, halte ich es auch für Pflicht und Nothwendigkeit, einen Theil eines Artikels von John Lemoine hier wiederzugeben, der schon am 29 Juli 1869 erschienen ist und beinahe ein Jahr später, am 25 Juli 1870, im Journal des Débats wieder abgedruckt wurde.

„Zu allen Zeiten," so lesen wir hier, „haben es die politischen Nationen eingesehen und sie sehen es heute nach der Erfindung der Dampfkraft mehr als je ein, dass der Zugang zum Meere für sie eine unerlässliche Lebensfrage ist... Die Verbindungswege mit dem Meere sind in der That die Respirationsorgane der Völker. Lassen wir England mit seiner exceptionellen Lage bei Seite, so begreift man doch sofort, welch unermesslicher Vortheil es für Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und Griechenland ist, die Bedingungen vorzufinden, um Land- und Seemächte zugleich zu sein. In dieser Lage ist aber Deutschland noch niemals gewesen, seine ganze Geschichte und alle seine Anstrengungen zielten seit langer Zeit darauf hin, diess zu erreichen. Schon hiemit tritt einer der unverwischbaren Charakterzüge des Antagonismus zwischen Oesterreich und Preussen hervor. Während ersteres seine Verbindung mit dem adriatischen Meere hatte, wollte es nie dulden, dass im Norden eine Marine entstünde, welche naturgemäss unter Preussens Oberbefehl gekommen wäre. Oesterreich hat denn auch dieses expansive Streben Deutschlands solange unterdrückt, bis es endlich zum Ausbruche kam und ersteres unter demselben niedergeschmettert wurde. Die grossen Politiker, welche so leichthin versichern, dass man mit einem einfachen Worte den grossen nationalen Kampf, aus dem der Krieg von 1866 hervorgieng, hätte verhindern können, scheinen die tieferliegenden und alten Ursachen, auf welche derselbe zurückzuführen ist, vollständig zu ignoriren. Diese sind es, welche den König ven Preussen in weit höheren Grade mit sich fortgerissen haben, als der König selbst sie lenken und leiten konnte. Der monarchische und regelmässige Krieg von 1866 ist nur die Wiederholung der demokratischen und unregelmässigen Erhebung des Jahrs 1848. In jener grossen Idee der Revolutionen bot damals das deutsche Volk, überzeugt durch das Bedürfniss der Einigung, die Kaiserkrone

dem König von Preussen an, der sie nicht anzunehmen wagte und vor ihrer Grösse sich zurückzog.... Das Deutschland von 1866 hat, wenn auch mit verschiedenen Mitteln, denselben Weg eingeschlagen, wie das von 1848; das Verlangen, welches es nach den Elbherzogthümern hatte, war jenes natürliche Verlangen, welches es zum Meere hintrieb. Es erstickte im Lande und suchte das Meer... Im demselben Jahre (1848) wurde eine Nationalsubscription für die Errichtung einer deutschen Bundesmarine eröffnet und man baute und rüstete einige Schiffe mit den Nationalfarben aus. Die Reaction kam und auf dem Altare der wiederhergestellten Ordnung errichtete das alte Oesterreich von Neuem seine Herrschaft. Um auch die letzte Erinnerung an diese deutsche Einheit zu verwischen, verlangte es die Unterdrückung des Beginns der deutschen Marine, es wollte nur die österreichische leben lassen. Man darf sich darüber nicht täuschen: diess war eine tödtliche Beleidigung, ein nie zu vergessender Faustschlag ins Angesicht des deutschen Volkes. Die Schiffe der kurzlebenden Bundesmarine wurden unter dem Hammer verkauft und der unglückliche Käufer dieser Trümmer, der bekannte Fischer, wurde vom Volk mit dem Interdikt belegt und musste von einer Stadt zur andern irren, um sich den Verwünschungen zu entziehen. Deutschland hat diese Verhöhnung nie vergessen und nie vergeben. Von diesem Tage an begriff und sagte es sich, dass es nie eine Nation werden könne, solange Oesterreich's Bleigewicht an ihm hänge und theils aus Instinkt, theils aus Nothwendigkeit sah es sich nach einem andern Führer um. Die Constituirung Italiens erfolgte bald darauf. Deutschland hatte gesehen, wie das kleine Königreich Piemont das Aggregationselement für die andern grössern Staaten geworden war.... Jeder Gedanke, jede Hoffnung, jeder Traum, der auf derartige Dinge gerichtet war, wurde durch das eifersüchtige und egoistische Oesterreich niedergehalten. Und kann man sich noch wundern, dass am Tage der Kampfes, wo die Fehde zwischen den zwei rivalisirenden Staaten ausgefochten wurde, jeder wahre Deutsche die Parthei Preussens gegen Oesterreich ergriff? Und glaubt man in der That, dass man mit einem einfachen Worte diese Bewegung hätte verhindern können?" Diese Bemerkungen sind vollkommen richtig und der Hauptgedanke, welchen sie hier an einem Beispiel ausführen, tritt auch sonst in allen andern Ereignissen hervor. Durch Preussen wurden

die deutschen Interessen vertheidigt, Oesterreich dachte nur an seine eigenen; mit Deutschland verbunden und mit dem grössten Einfluss auf das Geschick aller deutschen Staaten ausgestattet, war es in Wahrheit ein antideutscher Staat. Ein solcher Zustand konnte nicht fortdauern. Die fernere Entwicklung Deutschlands verlangte den Bruch von 1866, denn es handelte sich hier für Preussen und Deutschland einfach um die Frage, ob man sich mit einer verkümmerten Existenz, der man überall Hindernisse in den Weg legte, begnügen, oder das werden wollte, wozu man die Kraft in sich fühlte. [1]) Die Wahl konnte für Niemand schwer fallen; was alle, welche ihr Vaterland liebten, feurig gewünscht, Bismark ist der Mann, der es zu Stande gebracht hat! [2])

Ich fasse desshalb meine bisherigen Ausführungen in die kurzen Sätze zusammen:

1) Die spanische Candidatur war für die französische Regierung nichts anders als ein Vorwand, um den lange vorbereiteten und um jedem Preis gewollten Krieg gegen Preussen beginnen zu können.

---

[1]) „Jetzt erst kennt Preussen sich! Das ist das grösste Resultat des Krieges. Jetzt kann Deutschland sagen: Es sei Deutschland!" So äusserte sich v. Moltke Ende 1866.

[2]) „Was Preussen in Deutschland schaffen oder weiterführen wollte, vom Zollverein angefangen, wurde von Oesterreich geheim und offen bekämpft; es trat für Deutschland der Zustand eines Wagens ein, dem ein Pferd vorn, ein anderes von gleicher Stärke hinten vorgespannt ist, und der daher nicht von der Stelle kommt. Aber die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, dass sich unter dem Nachwuchse Persönlichkeiten vom rechten Zeuge und diese an der rechten Stelle finden. Der Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeuge, und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Es war zunächst sein preussischer Stolz, welcher Oesterreich für die von ihm über Preussen verhängten Demüthigungen Rache schwur; doch war ihm dabei nicht unbewusst, dass mit Preussen auch Deutschland geholfen sein würde. Aus Anlass des Kampfes um Schleswig-Holstein gelang es einen Augenblick, die beiden Pferde neben einander zu spannen; doch kaum war der Zweck erreicht, so ging der alte Gegenzug wieder an. Jetzt galt es die Stränge zu zerhauen, die das hinten angespannte Pferd mit dem Wagen verbanden; dann musste es dem vorderen ein leichtes sein, ihn vorwärts zu bringen. Ein wahres Columbus-Ei, dieser Gedanke; ein Jeder schien ihn haben zu müssen, und doch hat, wenn ihn auch nicht bloss Einer gehabt, doch nur Einer die rechten Mittel ergriffen, ihn ins Werk zu setzen." So schreibt Strauss an Renan.

2) Die Weise, in welcher sie mit dieser Candidatur gehandelt hat, sowohl ihrem eigenen Lande, wie Spanien und Preussen gegenüber, ist der beste Beweis dafür.

3) Wäre die Candidatur als Rechtstitel für die Kriegserklärung an Preussen gebraucht worden, als welcher sie auch von der französischen Regierung wirklich und fortwährend ausgegeben wurde, dann könnte die Kriegserklärung nur eine That des gemeinsten Unrechts genannt werden.

4) Die wahre Ursache der Kriegserklärung gegen Preussen war nichts anderes, als die Erbitterung über das Werk der deutschen Einheit, wie dieselbe im Jahr 1866 durch Preussen fest begründet wurde.

5) Die Gründung der deutschen Einheit war Preussens Pflicht und Recht.

6) Die französische Erbitterung über die Gründung derselben war also ein Unrecht und die durch sie erfolgte Kriegserklärung ist ebenfalls ein Unrecht.

7) Wäre die Begründung der deutschen Einheit nicht Recht, sondern Unrecht gewesen, so wäre sie doch in keinem Falle ein Unrecht gegen Frankreich gewesen und hätte also die französische Kriegserklärung nie und nimmer rechtfertigen können.

8) Wäre sie selbst ein Unrecht gegen Frankreich gewesen, auch dann könnte eine Kriegserklärung, die erst nach vier Jahren erfolgte, und wobei weder mit Einem Worte über dieselbe gesprochen, noch auf Wiederherstellung des früheren Zustandes oder Schadensersatz gedrungen wurde, nicht anders als ein gemeines Unrecht genannt werden.

9) So ist also, von welcher Seite man auch die Sache betrachten möge, die französische Kriegserklärung gegen Preussen ein Unrecht und nichts als Unrecht und was ich am 28. Juli schrieb, kann ich mit nur noch grösserer Ueberzeugung am 7. September wiederholen: „Wo in diesem Kampfe das Recht, wo das Unrecht ist, darüber kann unser Verstand nicht im Zweifel und unser Rechtsgefühl nicht im Unsichern sein."

II.

DIE BONAPARTES

UND

DEUTSCHLANDS RECHT

AUCH NACH SEDAN.

EROEFFNUNGSREDE

gehalten beim Beginn der akademischen Vorträge am 7. Oktober 1870

VON

DR. C. W. OPZOOMER.

EINLEITUNG.

Als ich in den ersten Tagen des Monats Oktober meine Eröffnungsrede gehalten, waren es nur zufällige Umstände, welche ihrem sofortigen Erscheinen in den Weg traten. Jetzt gewährt es mir Befriedigung, dass sie unter meinen Papieren liegen blieb; denn jetzt gibt mir ihre spätere Herausgabe Gelegenheit, um manchen Punkt, den ich damals nur im Vorübergehen berühren konnte, ausführlicher zu behandeln.

Den Inhalt meiner im September unter dem Titel: „Frankreichs Unrecht im Krieg von 1870" erschienenen Schrift hat man nicht bestritten, weder die Argumentationen, noch die Resultate, zu welchen ich durch erstere gelangte, stiessen auf Widerspruch. Aber das Urtheil, welches ich in der Vorrede über den Zustand des französischen Volkes ausgesprochen, erschien vielen zu streng, und meine Befürchtung, dass es wieder in den alten Kreislauf von Monarchie und Republik, Anarchie und Säbelherrschaft verfallen würde, vollständig ungerechtfertigt. Man wollte nicht glauben, dass Frankreich die Bahn Spaniens bewandelte, man sprach es damals schon aus, und später wiederholte man diess auch unaufhörlich, dass jetzt nach dem Falle des Kaisers das Werk der französischen Wiedergeburt beginnen würde und man hörte meine Frage: „Wo sind die Lebenskräfte, um diese grosse Wiedergeburt durchzuführen?" nicht, oder wollte sie nicht hören. Der Erfolg hat, vielleicht schneller, als ich es erwarten konnte, die Richtigkeit meines Urtheils bestätigt und meine Furcht und meine Zweifel gerechtfertigt.

Die Staatskunst muss die Frucht der Wissenschaft vom Staate sein. Ein Thun, das nicht auf dem Wissen beruht, ist ebenso

haltlos und schwach, als ein Gebäude ohne Grundmauern. Das Thun, welches nicht vom Denken, sondern nur von der Routine, die man sich in einem Staatsamte erwirbt, ausgeht, entbehrt jedes sichern Haltes. Durch keine eigenen Principien gestützt, wird es heute dieses, morgen ein anderes Glaubensbekenntniss haben, um es zuletzt doch zu keinem festen Ausgangspunkt zu bringen. Die Theorie ist das erste, die Praxis das zweite.

Ihrerseits beruht aber die Wissenschaft vom Staate auf der Erfahrung. Aber nicht auf der Erfahrung der complicirten Thatsachen, wie wir sie in der Geschichte erblicken: ein grosses Ereigniss muss vielmehr in seine Theile zergliedert werden. War vor achtzig Jahren die Republik und der Aufruf des Volks zu den Waffen wirksam genug, um den Angriff des Feindes abzuweisen, so war es eine thörichte Meinung, von der blossen Nachahmung dieser Thatsache sofort dasselbe Resultat zu erwarten, ebenso thöricht, als das Urtheil derer, welche dem zweiten Kaiserreich dasselbe Schicksal prophezeiten, wie dem ersten, weil jenes die Nachahmung dieses war. Alles kommt vielmehr auf die Kräfte an, welche in Wirkung treten. Was sie in ihrer Zusammenwirkung thun müssen, kann nur der allein wissen, welcher die Wirkung jeder einzelnen kennt. Auf die Zergliederung muss dann die Verbindung folgen.

Mit dem Scheiden und Verbinden ist die Aufgabe aber noch nicht zu Ende. Hat man bei dem einen, oder dem andern keinen Fehler gemacht? Diese Frage kann allein durch eine arithmetische Probe beantwortet werden. Hat man auf Alles, was zusammenwirkte, in gehöriger Weise Rücksicht genommen, dann muss man im Stande sein, über die nicht allzuferne Zukunft ein Urtheil abzugeben. Stimmt nun der Lauf der Dinge mit dem Inhalt dieses Urtheils überein oder nicht? Im letzteren Falle, also wenn das Gegentheil eintritt, dann ist das Urtheil nicht nur über die Prophezeiung, sondern auch über die Wissenschaft, welche jener zu Grunde lag, gefällt. Erwartete man z. B. von Napoleon III. und dem ehrgeizigen Ollivier Freiheit für Frankreich und Friede für Europa, so wurde man durch das prächtige Schauspiel des Plebiscits und das Verbrechen des 15. Juli jämmerlich beschämt. Kaum nach drei Wochen war der Stern des charakterlosen Ministers für immer untergegangen und wo gibt es noch Jemanden in Frankreich,

der es jetzt nur noch wagt, Olliviers Namen in den Mund zu nehmen? Zweifelte man nicht im Geringsten daran, dass „ein mittelmässiger französischer General" die Unfähigkeit von Moltke's praktisch beweisen könne, sah man in seiner Phantasie „Berlin schon von der Nordseite bedroht" und die „Franzosen in Pommern landen," dann musste man sich sehr bald davon überzeugen, dass man weder vom deutschen Heere, noch von dessen Generalstab, noch vom Terrain den mindesten Begriff hatte und das mitleidige Lächeln des Obersten Stoffel verdient hätte. Setzte man später alle seine Hoffnungen auf Gambetta, äusserte man vielleicht in seinem Innern den Wunsch, dass auch in Holland, wenn es je in die unglückliche Lage Frankreichs kommen sollte, ein ebenso grosser Phraseur erstehen möchte, so hat die Geschichte innerhalb weniger Monate dieses Urtheil und diese Hoffnung ad absurdum geführt und lächerlich gemacht. [1]) Gab man sich bis zum Ende der Ewartung hin, dass die Deutschen vor Paris sammt und sonders ihr Grab finden, dass vom Heere der Barbaren nur wenige Flüchtlinge wieder ihr Vaterland sehen würden und dass der französische Muth am Ende mit den herrlichsten Siegen gekrönt werden müsste, war man blind genug, um nicht zu sehen, dass von Weissenburg an die deutsche Kraft einem Strome vergleichbar, dessen Anprall nichts aufhalten konnte, vorwärtsdrang, — so hatte man sich auf's Neue betrogen und es wurde deutlich, dass man weder Deutschland, noch Frankreich kannte. Hatte man über die Einschliessung und Beschiessung von Paris Ach! und Wehe! gerufen, hatte man es nicht begreifen können, dass diess in einem Kriege oft unvermeidlich ist, nach wenigen Wochen schon wurde die düstere Prophezeiung, dass man mit solchen Mitteln nie seinen Zweck erreichen werde, durch die unwiderstehliche Macht der Thatsachen widerlegt und man erkennt nun selbst die Nothwendigkeit, ja die Nützlichkeit einer Beschiessung und Belagerung.

Wo umgekehrt der Erfolg das Siegel auf dasjenige drückt, was die Theorie vorhergesagt, da spricht jener natürlich für die Richtigkeit der Untersuchung. Für mich wenigstens stand die Ueberzeugung fest, dass ich den richtigen Weg eingeschlagen hatte, als ich sah, wie die Thatsachen fortwährend mit meinen Berechnungen zusammenfielen, meine Hoffnung nicht beschämt wurde und meine Furcht nicht begründet war. Die Fragen,

welche ich in meiner früheren Vorrede gestellt, sind jetzt nicht minder am Platze, als im September und auch die Worte, welche ich am 7. Oktober an meine Zuhörer richtete, kann ich, ohne das geringste Wort daran zu verändern, am 25. April in die Presse geben. Schon damals, als andere noch von den grossen Thaten träumten, welche die Republik vollbringen würde, und viel von der Abnahme der Begeisterung in Deutschland zu erzählen wussten, wagte ich es offen, den König von Preussen als den mächtigen Sieger zu begrüssen, von dessen Gutfinden das Loos Frankreichs abhängen würde.

Von Zeit zu Zeit kommen im Leben der Völker Ereignisse vor, welche die Welt, sowie alle denkenden und fühlenden Menschen auch über den Schauplatz hinaus, auf welchem sich die Thatsachen vollziehen, erschüttern. Hat auch das individuelle Leben nichts damit zu machen, hat man für sich selbst oder sein Land weder zu fürchten, noch zu hoffen, so nimmt man doch ebenso lebhaften Antheil daran, als ob das eigene Interesse auf dem Spiele stünde. Jeder nimmt Parthei, Niemand kann unpartheiisch bleiben.

Ein solches Ereigniss auf politischem Gebiet war für ein früheres Geschlecht die grosse Revolution in Frankreich. Niemand konnte theilnahmlos bleiben, Niemand Interesselosigkeit vorschützen. Es war der Streit zwischen der alten und neuen Gesellschaft, der hier seinem Anfang nahm, zwischen Willkür und Freiheit, zwischen Privilegien und Rechtsgleichheit, zwischen Tradition und Vernunft. Dieser Streit musste Jedem zu Herzen gehen, Jeder musste, wenn auch nicht mit Thaten, so doch mit Worten und Gefühlen diesen Streit mitstreiten helfen. Daher auch die Uneinigkeit, nicht nur in Frankreich allein, sondern bei jedem Volke, tiefgehende Differenzen bis in die intimsten Freundschaftskreise, beinahe bis in den Schooss jeder Familie; hier glühende Begeisterung für die neue Ordnung der Dinge, die von Paris ausgehend ihren Lauf durch Europa nehmen sollte, dort dumpfer Hass gegen die Gewalt, welche das Alte und Heilige zu vernichten drohte.

Dieselbe Erscheinung, wenn auch in geringerem Grade, wiederholte sich im Sommer des vorigen Jahres. Bei dem Krieg zwischen Frankreich und Deutschland blieb Niemand theilnahmlos, es handelte sich wieder um eine Frage, die Jeden bis in die innersten Tiefen seines Herzens bewegte, es handelte

sich um die Frage, ob Frankreich ein Recht auf sein Uebergewicht in Europa habe, ob es berechtigt sei, jeden Staat anzugreifen, der dieses Uebergewicht antastete, oder sich desselben selbst bemächtigen wollte. Dass das Verhalten Preussens in der spanischen Thronfrage keinen Grund zu einem Kriege abgeben konnte, schien sehr leicht zu beweisen. Aber man fühlte, dass hier etwas Anderes und etwas mehr auf dem Spiele stünde; den unsinnigen Vorwand zum Kriege drängte man in den Hintergrund, um die Hauptsache in den Vordergrund zu bringen und gutzuheissen. So handelte es sich also nicht um die Frage: Hätte König Wilhelm dem Verlangen Napoleons nachgeben sollen? sondern: Wer ist französisch gesinnt, wer nicht? Und diese Frage wurde durch den Einen mit derselbe Wärme mit Ja! wie durch den Andern mit Nein! beantwortet. So war es in allen Ländern, so war es auch bei uns; viele ergriffen aus voller Ueberzeugung für Deutschland Parthei, andere für Frankreich. In manchen Kreisen stand die französische Gesinnung so fest, dass man allen Ernstes aus dem Haag und Rotterdam schreiben konnte: „Die verständigen Leute in Holland, besonders die, welche an die Zukunft denken, wünschen den Sieg der französischen Waffen."

Doch hatten die französisch Gesinnten keine leichte Aufgabe. Ihr Gewissen liess es nicht zu, den Vorwand zum Kriege zu billigen, und ebensowenig war es ihnen möglich, die Principien der napoleonischen Regierung und des Frankreich erniedrigenden Cäsarismus zu billigen. Von ganzer Seele für die französische Nation begeistert, von welcher sie, wie von den von derselben ausgehenden Ideen, alles Heil für die Menschheit erwarteten, hassten und verabscheuten sie den gewissenlosen Bonaparte. So blieb ihre Stimmung eine gedrückte und sie wagten es auch nicht, einen hohen Ton anzuschlagen.

Noch weniger war ihnen diess möglich, als die ersten Wochen des Krieges hinter ihnen lagen; auch ihnen konnte es nicht entgehen, wie tief Frankreich gesunken war, und andererseits flösste die ruhige Kraft Deutschlands Ehrfurcht und Bewunderung ein: die französisch Gesinnten liessen die Köpfe hängen und hielten sich still. Fragte man nach ihrem Urtheil, dann wurde die Schuld an allem Unheil dem Kaiser und seiner Regierung aufgebürdet, denn zwanzig Jahre lang hatte er Frankreich entnervt und gelähmt. Verdorben hatte er dasselbe allerdings

nicht, denn die Nation selbst war nach ihrer Ansicht noch nicht demoralisirt, deren Tugenden im hellsten Lichte strahlen würden, sobald die Macht Napoleons gebrochen wäre.

Indessen brach der Tag von Sedan, die letzte Stunde des Kaiserreiches, an. Der Kaiser wurde als Gefangener nach Deutschland geführt und ein schwacher Stoss genügte, um auch das Kaiserreich vollends zu stürzen, in Paris und bald darauf in ganz Frankreich wurde die Republik ausgerufen, der Kaiser war wie weggefegt und das Volk trat an seine Stelle.

Jetzt hoben auch bei uns die französisch Gesinnten das Haupt höher. Der Tyrann war vom Schauplatze abgetreten und die Nation hatte fortan ihr eigenes Loos in der Hand, und diese sollte, wie im vorigen Jahrhundert, jetzt Wunder verrichten; war es auch möglich gewesen, die kaiserlichen Banden und die prätorianischen Cohorten eines Cäsars zu besiegen, so würde die Nation selbst doch für jeden Fremden zu stark sein, der Sieg musste ihr zu guter Letzt zu Theil werden.

Aber war es denn überhaupt nöthig, noch länger Krieg gegen sie zu führen? die Ursache desselben war ja verschwunden und musste mit dieser nicht auch die Folge aufhören? Die Nation hatte den Krieg nicht gewollt, er war ihr durch den Kaiser und die Hofparthei aufgedrungen worden, und nicht gegen sie, sondern gegen das Heer hatte ja Deutschland versprochen, Krieg zu führen. Wohlan, dieses Heer war nun geschlagen, gefangen oder belagert; warum also machte der Sieger dem Blutvergiessen kein Ende? Er hatte den Angriff glänzend abgeschlagen, die Unabhängigkeit seines Landes gewahrt, was konnte er noch mehr verlangen? Es hatte sich ja darum gehandelt, wer der Stärkste wäre, man hatte seine Kräfte gegenseitig gemessen, die Chancen des Krieges hatten für Deutschland entschieden, konnte dieses mit einer solchen Entscheidung nicht zufrieden sein? Was hielt den Sieger jetzt noch auf dem heiligen Grundgebiet von Frankreich zurück? Frankreich hatte ja unendlich mehr gelitten, als er, warum kehrte er nicht in seine unversehrten Städte und Dörfer zurück? warum zeigte er nicht durch seine Thaten, dass er den Frieden wirklich liebte?

Man vergass bei allen diesen Fragen, dass Deutschland keinen Augenblick begehrt hatte, seine Kräfte mit Frankreich zu messen. Wäre diess in seiner Absicht gelegen, wäre es ihm darum zu thun gewesen, um die Ehre, der Stärkste zu sein, einen

blutigen Kampf zu wagen, dann hätte es gewiss allen Grund gehabt, um mit dem Ausgang desselben zufrieden zu sein. Aber Deutschland hatte keinen Augenblick an den Krieg gedacht, es war in verrätherischer Weise, ohne einen Schein von Recht, von Frankreich angegriffen worden. Und in diesem Kampfe hatte es unendlich mehr, als Frankreich, auf's Spiel zu setzen. Die reichen und vornehmen Geschlechter in Frankreich konnten ruhig zusehen, sie erfüllte nichts als die Hoffnung, in den illimunirten und decorirten Strassen von Paris glänzende Siegesberichte zu lesen, ihre dummen, von Priestern beherrschten Bauern, sowie ihre afrikanischen Horden würden das Spiel für Ehre und Ruhm für sie schon zu Ende spielen. Deutschland hatte etwas anderes zu wagen, das Glück aller seiner Familien, das Leben der edelsten und gebildetsten seiner Söhne und die Hoffnung und die Zukunft des grossen Vaterlands. Deutschland konnte sich nicht damit begnügen, den Anfall abgeschlagen und Frankreich von seiner kaiserlichen Regierung befreit zu haben, es musste in den Besitz sicherer Bürgschaften gelangen, und zwar materieller Bürgschaften, dass dieser Krieg der letzte wäre, welchen Frankreich mit einiger Aussicht auf den Sieg unternehmen konnte. War Frankreich nicht Willens, diese Bürgschaften zu geben, — und es bat ja auch um keinen Frieden, wie es auch keine Friedensbedingungen anbot, da das Zauberwort der *Republik* den endlichen Sieg doch versichern musste — dann musste Deutschland den Streit fortsetzen, bis der Feind machtlos zu seinen Füssen lag, gezwungen, um alle Friedensbedingungen anzunehmen, die ihm der Sieger aufzulegen für gut fand.

Frankreich entschloss sich zur Fortsetzung des Widerstandes, in Gambetta erschien der Retter, an dessen Namen sich der Sieg knüpfen sollte. War auch Metz gefallen und das letzte grosse Heer des Kaiserreichs nach Deutschland geführt: keine Noth, denn die Republik schuf in allen Theilen des Reiches neue Heere, wer sollte es auch mit der allgemeinen Begeisterung des Volkes aufnehmen können? Widerstand bis zum Aeussersten, bis der letzte Mann gefallen und das letzte Stück Brod verzehrt war, diess wurde die Loosung von Paris und ganz Frankreich. So dauerte der Krieg fort. Es war nicht anders möglich, als dass derselbe nun einen roheren und unversöhnlicheren Charakter annahm, als in den ersten zwei Monaten

desselben. Diess ist aber auch die nothwendige Folge einer allgemeinen Volksbewaffnung. Wer vor dem Feinde weder als Bürger, noch als Soldat auftritt, kann auch weder als Bürger, noch als Soldat behandelt werden; irreguläre Freischaaren stehen regulären Truppen nicht gleich, und wer erstere zu den Waffen ruft, spielt ein gefährliches Spiel. Helfen sie den Feind über die Grenze jagen, dann ist freilich Alles gewonnen, können sie aber zum Siege nichts beitragen, dann wird nur diess Eine damit erreicht, dass der Krieg einen andern Charakter annimmt und auch die Bürger den Gräueln der Verwüstung nicht entgehen können. Werden Eisenbahnen und Brücken zerstört, nicht durch die Truppen des Feindes, die man in offener Feldschlacht hätte zurückschlagen können, sondern durch die Bürger, gegen welche sich Niemand schützen konnte, dann müssen diese auch für die Folgen einstehen und auf ihre Kosten und mit eigener Händearbeit das zerstörte Werk wiederherstellen. Hat man in jedem Augenblick einen verrätherischen Angriff zu befürchten, tritt an die Stelle der Ritterlichkeit des Krieges die Niederträchtigkeit des Meuchelmordes, wird aus jedem Versteck, aus Häusern, die man für unbewohnt hielt, die mordende Kugel geschossen, dann wird — man sieht diess ja an den Truppen von Versailles, wo Franzosen gegen Franzosen fechten — die Erbitterung von Tag zu Tag grösser und oft muss der Unschuldige büssen, was der unerreichbare Missethäter gethan hat. So tritt überall schliesslich das arme Volk an die Stelle des Heeres, weil es den Beruf desselben übernommen hat.

Diesen Verlauf hat der Krieg nach der Proklamirung der neuen französischen Republik genommen. Es ist kein Wunder, wenn der vom Schauplatz der Ereignisse weiter entfernte Zuschauer mit Abscheu vor all diesen Gräueln und mit Mitleid für das Elend, das er vernehmen musste, erfüllt wurde. Der Sache der französisch Gesinnten konnte diess auch hier, in Holland, nur günstig sein; ihre Zahl wuchs zusehends, denn viele, die früher aufrichtig die deutsche Sache vertreten hatten, giengen zu denselben über; sie richteten ihre Blicke nur auf den äussern Verlauf des Krieges, vergassen aber, dass dieser Verlauf der allein naturgemässe und dass es nur die Schuld Frankreichs war, wenn derselbe ein solcher geworden.

So nahm — um von andern Ländern zu schweigen — die französische Gesinnung in Holland fortwährend zu. Man ergriff

Parthei für das leidende Frankreich und gegen das siegreiche Deutschland. Und diese Partheinahme führte zu einer jämmerlichen Partheilichkeit. Was der französischen Sache irgendwie dienen konnte, wurde eifrigst hervorgesucht, was zu Gunsten Deutschlands sprach, verschwiegen. Was sogar mit dem Kriege kaum in Zusammenhang stand, wurde begierig ergriffen, sobald man damit nur seinen Zweck erreichte; bei vielen Journalen sah man diess recht deutlich, manchmal in sehr absonderlicher und unverständiger Weise. Als die Feindseligkeiten noch nicht einmal begonnen hatten und man auf den Sieg Frankreichs rechnete, verweigerte man die Aufnahme unterzeichneter Artikel, in welchen von den Bonapartes nicht gerade mit Hochachtung gesprochen und das Unrecht Frankreichs dargestellt wurde. Sie wurden — ich habe die Beweise dafür in der Hand und kann sie nöthigenfalls veröffentlichen — mit der Bemerkung zurückgeschickt, „dass man das Zartgefühl des Kaisers schonen müsse." So kroch man vor französischer Macht und Willkür im Staube, versicherte aber dabei, dass man von Frankreich nichts zu befürchten habe. Einige Wochen später, als Frankreich zu Boden geworfen war und man mit vollen Lungen die bevorstehende Annexion Hollands durch Preussen ausposaunte, da war man unerschöpflich in unterzeichneten und noch mehr in anonymen Schmähartikeln und Beleidigungen gegen Bismark nicht allein, sondern sogar gegen den König von Preussen. Diess bewies doch, dass man entweder einen ausserordentlich geringen Verstand hatte oder dass man das, was man sagte, selbst nicht glaubte, ja dass man so sicher davon überzeugt war, Preussen beabsichtige keine Annexion Hollands, dass man ohne das geringste Bedenken seine Bürger, seine Heere, seine Regierung und seinen König auf die niederträchtigste Weise beschimpfen zu können glaubte. Von September, noch mehr von Oktober an, bekamen wir Tag für Tag Artikel zu lesen, in welchen der deutschen Sache so viel Schlechtes als möglich nachgesagt und alles, was mit dieser Richtung nicht übereinstimmte, sehr pfiffig verschwiegen wurde. Wie froh war man, als man zweimal den Namen von Gervinus, eines mit Recht gefeierten und mir selbst persönlich theuren Mannes, nennen und die Geister der beiden Gebrüder Grimm und Dahlmanns als Zeugen gegen Deutschland aufrufen konnte. Aber wie perfid schwieg man, als der eigene Sohn von Wilhelm Grimm und der vortreffliche

Biograph Dahlmanns ein ganz anderes Zeugniss über die Gesinnung der edlen Todten ablegten und mit welcher Behendigkeit wurde die scharfe Antwort Karl Brauns zur Seite geschoben. Wie bereitwillig verbreitete man alle Proteste gegen die Belagerung und besonders gegen die Beschiessung von Paris, welche man eine That der unerhörtesten Barbarei nannte, aber wie fein vermied man es, nur ein Wort über das Meisterstück zu sagen, welches von der Göttinger Universität ausgieng und Richard Dove zum Verfasser hatte; [2]) mit welcher Raffinirtheit liess man, und mochte diess auch noch so sehr gegen alle Wahrheit und Ehrlichkeit verstossen, selbst die deutschen Theologen beschimpfen, als hätten diese es darauf angelegt, um durch listige Auslegung oder Verdrehung von Jesu Worten den Krieg zu vertheidigen, als wäre dieser mit den Absichten des grossen Friedensfürsten wohl zu reimen, um endlich, als diese Mühe doch nichts fruchten wollte, seine herrlichen Worte einfach für einen gutmüthigen Unsinn zu erklären; aber wie schlau wies man alles zurück, was diesen Unsinn in seiner Blösse darstellen konnte. Gewiss, keine Woche, kein Tag gieng vorbei, an dem nicht Jeder, der der deutschen Sache auch nach Sedan unwandelbar treu geblieben war, sich ins Innerste seiner Seele geärgert und gekränkt fühlte.

Denn glücklicherweise, es waren ihrer noch viele, die bis zum Ende so dachten, wie sie im Juli gedacht hatten und die noch mit derselben festen Ueberzeugung für Deutschland gegen Frankreich Parthei nahmen. Wohl wurde auch ihr Herz mit Erbarmen und Mitleid für die Schlachtopfer des fürchterlichen Krieges, mochten diese nun Deutsche oder Franzosen sein, erfüllt; aber dennoch vermochte das Mitleid ihren Verstand und ihr Rechtsgefühl nicht zu bestechen. Ihr Verstand sagte ihnen, dass, wer den Anfang will, auch nothwendig das Ende wollen muss, und dass, wer die Schleussen öffnet, nicht immer im Stande ist, sie in dem Augenblicke, in dem es gerade wünschenswerth wäre, zu schliessen. Und nicht weniger laut sprach das Rechtsgefühl. Wer das Verbrechen begeht, muss für dasselbe auch büssen; wer ohne Schein und Schatten von Recht, gegen den Rath der eigenen Bürger und der fremden Mächte, ja selbst derjenigen Macht, welcher man als dem alten und treuen Bundesgenossen schmeichelt, einen schändlichen Krieg beginnt, einen Krieg, von dem man zum Voraus wusste, dass er schreck-

licher als je ein Krieg sein würde, der darf sich bei Niemanden, als bei sich selbst, beschweren, besonders nicht bei denjenigen Mächten, die ihn seinem Schicksale überliessen, klagen, wenn er geschlagen wird und an Händen und Füssen gefesselt um Gnade bitten muss. Die Idee einer Hinrichtung ist schrecklich, aber auch die Hinrichtung ist ein Theil des Rechtes; dieses offenbart sich ja gerade in der Bestrafung des Unrechts.

Es war den Freunden der deutschen Sache oft unmöglich, ihre Ansicht zu äussern. An manchem Platze, in mancher Gesellschaft musste sie sich um des Friedens willen Stillschweigen auferlegen. So tief war die Kluft zwischen ihnen und ihren Gegnern und so deutlich kam diese Kluft zum Bewusstsein, dass man es oft sorgfältig vermied, die heickle Frage nur zu berühren; Freunde sahen einander oft nach langer Trennung wieder und sprachen dann über die gleichgültigsten Dinge, um ja nicht auf den Gegenstand zu kommen, der ihr ganzes Dichten und Denken in Beschlag nahm. Alte und bewährte Freundschaften liefen Gefahr sich aufzulösen, weil die Meinungen allzuweit auseinander giengen, weil der Eine liebte, was der Andere verabscheute, weil man auf beiden Seiten mit dem Gefühl der tiefsten Bekümmerniss wusste, dass man einander feindselig gegenüberstand.

Aber gerade wo der Gegensatz so tief und so scharf ist, darf Niemand zaudern, offen Farbe zu bekennen. Der Gegensatz würde nicht so tief und so scharf sein, wenn es sich nicht um die höchsten Interessen der Gegenwart und der Zukunft handelte, wenn es hier nicht um Gesinnungen zu thun wäre, welche die Haltung unseres Landes in der europäischen Politik bestimmen und damit über das Schicksal unseres Landes selbst beschliessen. Wo so viel auf dem Spiele steht, darf Niemand neutral bleiben, da müssen vor allem diejenigen sich vernehmen lassen, auf deren Stimme Viele gewöhnt sind zu hören.

Ich kann irren, aber ich habe doch eine feste und mir theure Ueberzeugung, und weil ich diese habe, spreche ich. Ich glaube, dass die Pflicht, zu sprechen, auf mir ruht und ich unterwerfe mich ihr darum auch. Ich würde es thun und wüsste ich auch, dass Niemand in Holland auf meiner Seite stünde. Meine Gegner sollten mir allerdings die Thatsache meines Alleinstehens nicht zum Vorwurf machen; sie verkündigten ja

das Lob nicht allein von Gervinus und Jacobi, sondern selbst von Ewald, Liebknecht und Bebel, weil alle diese den Muth hatten, der Stimmung von ganz Deutschland entgegenzutreten. Sie sollten es desshalb, wenn sie gerecht gegen mich sein wollten, eigentlich nicht an mir tadeln, wenn ich in dieser Hinsicht ihren gepriesenen Vorbildern nachzufolgen wünsche, sie müssten mir vielmehr ihre Anerkennung zollen, wenn ich den Muth habe, die herrschende Tagesmeinung zu bekämpfen.

Dass es mir anders ergehen wird, steht für mich so gut als fest. Ich könnte sie jetzt schon mit Namen nennen, diese sogenannten liberalen Blätter, die mich nach der bei uns gewöhnlichen Manier bestreiten werden. Auch in dieser Beziehung könnten wir von Deutschland viel lernen. Es war hier für Jedermann ein peinliches Gefühl, als die bekannte Vorrede von Gervinus erschien; man hielt es für Pflicht, dagegen zu protestiren und man that diess auch, aber mit Ernst und Würde. Man bestritt das von Gervinus gefällte Urtheil, aber auch nur dieses, und suchte die Unrichtigkeit und Unbilligkeit desselben zu beweisen. Aber seine Persönlichkeit wurde dabei nicht angefallen, und ebensowenig suchte man das, was er geleistet hatte, zu verkleinern oder gar zu verdächtigen. Bei uns schlägt man einen andern Weg ein; da wird die Parole ausgegeben: der Mann muss herunter, er muss vernichtet werden! Dann regnet es Schmähartikel, sein ganzes Leben und Wirken ist verfehlt und beim Lichte besehen hat er auch für sein Vaterland nichts Gutes gewirkt. Wird diess in Holland der Lieblingston werden und wird die Nation in dieser Weise ihre Dankbarkeit beweisen? Das ist auch eine der vielen Nachahmungen von Frankreich und die Früchte, die man hier sah, wird man auch bei uns ärnten. Schon vor vier Jahren schrieb ich am Ende meiner Abhandlung über die „Repräsentation nach der niederländischen Verfassung" die Worte:

„Es ist ein gefährlicher Weg, auf welchen man fortschreitet; wenn es so bleibt, dann werden bald alle die, welche im Schreien und Schimpfen Meister sind, das grosse Wort führen, während der bedächtige Mann, der für sich und Andere Ruhe und Frieden liebt, schweigen und weder in der Wissenschaft, noch in der Praxis das Gebiet der Politik gerne betreten wird. Wir klagen schon jetzt, und nicht mit Unrecht, über einige Kammerwahlen, über das Auftreten einiger Minister, die weder

bekannt, noch geachtet sind, aber wer wird für die Folge Minister oder Volksvertreter sein wollen, wenn der niederträchtige Ton der Schmähartikel fortan der herrschende wird?" Und in der That wird sowohl das Schreiben, wie das Sprechen je länger je mehr eine mühevolle Aufgabe, der man sich um der unaufhörlichen Verdächtigungen willen, welche aus verborgenem Schlupfwinkel die vergifteten Pfeile abschiessen, zu entziehen sucht. Dennoch aber werde ich mich aus diesem Grunde nicht zum Schweigen bestimmen lassen, ich bin auf den Angriff vorbereitet und werde durch denselben auch nicht überrascht werden.

Aber ich stehe nicht allein; aus Unterredungen und Briefen sehe ich diess mit jedem Tage deutlicher. Die Erbitterung gegen Deutschland und die Sympathie für Frankreich hat sich noch nicht unseres ganzen Volkes bemächtigt. Mit grosser Freude las ich vor einigen Tagen in der „Kölnischen Zeitung" die Worte eines bei uns ansässigen Deutschen: „Wir erkennen dankbar die Sympathie des verständigen Theiles des holländischen Volkes an. In der Schweiz, in England, in Rumänien wurden die Deutschen beleidigt und belästigt, hier in Holland haben wir in Friede und Freundschaft gelebt und unsere holländischen Mitbürger haben an unsern Friedensfesten Theil genommen. Wir sind hier glücklich und zufrieden und wir hegen den Wunsch, dass es immer so bleiben möge." Aber mit noch grösserer Freude bemerke ich, dass sogar die französisch Gesinnten vom reinsten Wasser unter uns durch die jetzigen Ereignisse in Frankreich aus ihren süssen Träumen über Wiedergeburt u. s. w. aufgeschreckt ihren Ton zu mässigen beginnen, und während sie noch vor Kurzem gegen die „dummen, plumben und rohen Deutschen," welche das feinere französische Element aus unserer Civilisation wegnehmen wollten, — als ob die Vernichtung des französischen Uebergewichtes eine Vernichtung Frankreichs wäre! — kaum Worte genug fanden, jetzt von Liebe und Ehrfurcht für Deutschland beinahe überfliessen und erklären, dass sie es eigentlich nur gegen Bismark und seine Politik gemünzt hätten! Auch ihnen ist es auf die Länge der Zeit nicht möglich, vor den in Frankreich so mächtig wirkenden Kräften der Auflösung und vor der würdigen, durch keine Selbstüberhebung oder Prahlerei verunstaltete männliche Kraft, welche in der Thronrede des deutschen Kaisers und in den ersten Hand-

5

lungen des Reichstags sich so glänzend äusserte, die Augen zu verschliessen.

Aus der Gegenwart entwickelt sich die Zukunft. Die Frage, welche uns am nächsten liegt, ist die: was hat Holland zu thun? Darauf antworte ich: von Deutschland nichts zu fürchten aber viel von ihm zu lernen und unter dem unwandelbaren Festhalten unserer nicht bedrohten Unabhängigkeit uns so enge an Deutschland anzuschliessen, als es die Umstände erlauben. Die Völker des germanischen Stammes, die Völker, welche den Protestantismus nicht von sich ausgestossen haben, vielmehr auch in ihren katholischen Bestandtheilen durch ihn reformirt und gebildet wurden, gehören in dem politischen und socialen Kampf, der jetzt erst nachdrücklich beginnen wird, zu einander. Freilich nicht alle haben es in ihrer Entwicklung gleich weit gebracht oder denselben Weg eingeschlagen. Die politische Freiheit hat in Amerika, England und Holland eine höhere Stufe erreicht, als in Deutschland. Aber in der Freiheit des denkenden Geistes, in Religions- und Gewissensfreiheit gegenüber der Macht der Kirche, ist Deutschland allen Nationen voraus. Man denke nur an das Schicksal des freien Denkens, der Philosophie. Nicht nur die katholische Kirche in Frankreich, sondern auch die protestantische Kirche in England hat sie, als eine feindliche Macht, von sich ferne gehalten. In Deutschland dagegen, wie in Holland und der deutschen Schweiz, deren Wissenschaft hauptsächlich von der deutschen ihre Nahrung und Lebenskraft erhält, hat die Kirche, die protestantische ohne irgend welchen Vorbehalt, in geringerem Grade die katholische, der Philosophie Zutritt gestattet, die Resultate ihrer Untersuchungen in sich aufgenommen und die Darstellung ihre Lehre und ihrer Dogmen oft nach ihr geformt. So war es beinahe zwei Jahrhunderte lang und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Und versuchen es auch in diesem Augenblick der Ultramontanismus in der katholischen und der Confessionalismus in der protestantischen Kirche diesem Zustande gegenseitiger Anerkennung und Versöhnung zwischen Glaube und Wissenschaft ein Ende zu machen, so dass schiesslich der Glaube ohne Wissenschaft und die Wissenschaft ohne Glauben wäre, so werden doch die augenblicklichen Vortheile, welche beide Richtungen errungen haben, vor der Kraft des freien Denkens nicht Stand halten können. Wir in Holland nehmen, wenn wir

das eine, wie das andere in Betracht ziehen, vielleicht den glücklichsten Platz ein; bei uns ist die Philosophie keine Macht, welche mit neidischen Augen betrachtet wird, sie wird anerkannt und geachtet und die protestantische Kirche ist stolz darauf, dass ihre Lehrer an unabhängigen Hochschulen herangebildet werden, wo sie mit allen Theilen der freien Wissenschaft fortwährend in Berührung kommen. Die Resultate der freien Untersuchung werden mit den Bedürfnissen des religiösen Lebens in Uebereinstimmung gebracht und nicht nur von dem Lehrstuhl, sondern auch von der Kanzel herab verkündigt. Und in politischer Freiheit stehen wir keinem andern Volke nach. Im politischen Leben stehen zwei Principien, beide mit grosser Consequenz entwickelt und ausgebildet, einander feindlich gegenüber und es gibt kein drittes, welches zwischen beiden vermitteln würde. Das eine ist das monarchische oder das deutsche, das andere das englische oder das parlamentarische; bei dem erstern liegt der Schwerpunkt der Regierung in der Krone, bei dem letztern in der Volksvertretung und dadurch im Volk selbst; nicht in der gerade den Ton angebenden Tagesmeinung, die auf die Volksvertretung keinen Einfluss haben darf, sondern im Volkswillen selbst, der Frucht der Ueberzeugung, der Bildung und der Einsicht des Volkes. Seit 1848 habe ich für die unverblümte Anerkennung dieses Princips, welches sich auch bei uns in der Praxis einen Weg gebahnt hat, aus voller Ueberzeugung gestritten. Und auch jetzt noch lasse ich diese Ueberzeugung vor dem durch keinen einzigen Beweis erhärteten Machtspruch, dass, was in England geschieht, so spezifisch englisch sei, dass man an seine Verpflanzung und Anwendung auf dem Continent nicht denken könne, mir nicht nehmen. Wir haben unser ganzes constitutionelles Leben England entlehnt; wo ist denn der Beweis, dass wir dasselbe nicht auch in der englischen Form bei uns einführen können? Mir wird sicher nicht so leicht Iemand den Vorwurf machen, dass ich aus Sympathie für die gerechte Sache Deutschlands mich für die Einführung verschiedener deutscher Begriffe über das Verhältniss zwischen Volk und Regierung entscheiden werde.

Es ist nicht die Freiheit, welche wir von Deutschland zu lernen haben, sondern die Solidität, die Ordnung, das Pflichtgefühl, die kräftige Organisation und Verwaltung, die Achtung des Wesens vor dem Schein. Mangelhafte Gesetze stehen der Ent-

wicklung der Volkskraft und des Volkswohlstandes nicht immer im Wege; wohl aber ist es eine schwache und unthätige Regierung, die durch ihr Hin- und Herschwanken zwischen diesem oder jenem Theil des öffentlichen Dienstes ihren jämmerlichen Zustand beweist, welcher die Lebenskraft eines Volkes untergräbt.

Von zwei Seiten her droht überall grosse Gefahr, vom Ultramontanismus, nach dessen Principien kein moderner Staat, und von der Social-demokratie, bei deren Grundsätzen überhaupt kein Staat bestehen kann. Zu erkennen und einzusehen, dass die Gefahr von diesen beiden Seiten droht, auch diess mögen wir von Deutschland lernen. Wurde Heinrich von Treitschke bei uns geschmäht und verhöhnt, die Geschichte wird es nicht vergessen, dass seine erste Rede im deutschen Reichstag, im welcher er den geschworenen Feinden der Freiheit mit fester Hand die angemasste Maske der Freiheit vom Gesicht gerissen hat, eine That des klaren Verstandes und der sittlichen Kraft gewesen ist, eine That, welche ihre volle Wirkung schon geäussert hat. Auch die von der andern Seite drohende Gefahr wird vollkommen klar erkannt. Um sie zu bestreiten, um das Bestreben der Volksverführer zu vereiteln, um die wahre Freiheit, besonders auch bei der Einführung des allgemeinen Stimmrechts zu ermöglichen, wird das rechte Mittel angewendet, die Verbreitung von Kenntnissen unter allen Klassen der Nation, die Aufklärung des Volkes, nicht nur in dessen Jugend, sondern durch sein ganzes Leben. Es beweist diess in diesem Augenblick die in Berlin begründete Gesellschaft zur Beförderung der Volksbildung, welche ganz Deutschland in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen will und bei deren Gründung auch ich der an mich ergangenen Einladung folgend des grossen und edlen Zweckes willen meine Theilnahme nicht entziehen zu dürfen geglaubt habe.

Im Kampfe gegen die Macht der Ultramontanen und der Social-demokraten, deren Stärke, besonders der erstern, nicht zu unterschätzen ist, muss die Uneinigkeit zwischen Conservativen und Liberalen, wenigstens in ihrem gegenwärtigen Charakter, ein Ende nehmen. Der Gegensatz ihrer politischen Ueberzeugung darf nicht länger ein Partheistreit sein, der jeden Augenblick die Interessen des Landes in Gefahr bringen kann. Es handelt sich hier um kein Princip, welches sie scharf

von einander trennt, es ist nur ein Mehr oder ein Weniger, ein schnelleres oder langsameres Vorwärtsschreiten. Kein ehrlicher und verständiger Conservativer wird der Einführung von Reformen den Krieg erklären, kein ehrlicher und verständiger Liberaler wird nicht von dem Bestehenden, so viel von ihm brauchbar ist, beibehalten wollen. Hier trifft es vollkommen zu, was Macauly im Anfang seiner Geschichte über die zwei grossen englischen Partheien sagt: „In den Gefühlen beider Klassen, sowohl der Conservativen wie der Reformparthei, ist etwas, was unsere Billigung verdient. Aber von beiden werden die besten Vertreter nicht ferne von der gemeinschaftlichen Grenze zu finden sein. Der Gegensatz zwischen den zwei grossen Abtheilungen der englischen Staatsmänner war von jeher mehr ein Unterschied hinsichtlich des Grades, als des Princips, es gab nach rechts und nach links gewisse Grenzen, die man selten überschritt. Einige Fanatiker auf der einen Seite waren geneigt, alle unsere Gesetze und Freiheiten unsern Königen zu Füssen zu legen, einige Eiferer auf der anderen Seite verfolgten ihr Lieblingsziel, die Republik, und wäre diese auch nur durch endlose Verwirrungen erreichbar gewesen. Aber die grosse Mehrheit derer, welche für die Krone stritten, war gegen eine Tyrannei und die grosse Mehrheit der Kämpfer für die Volksrechte wollte von Anarchie nichts wissen. Zweimal im Laufe des 17. Jahrhunderts haben die beiden Partheien ihre Zwistigkeiten suspendirt und ihre Kräfte zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Interesses vereinigt. Ihr erstes Bündniss stellte die erbliche Monarchie wieder her, ihr zweites verbürgte die constitutionelle Freiheit." Wenn Meinungsverschiedenheit, wenn nur ein quantitativer, kein qualitativer principieller Unterschied, wenn die Hinneigung mehr zur einen Parthei als zur andern zu einem bleibenden, tiefgehenden Partheistreit wird, dann droht derselbe ein Streit um Personen, und nicht um Sachen zu werden und die Frage: „Ist der Antrag gut?" wird durch die andere: „Von wem ist derselbe ausgegangen?" verdrängt. Mich dünkt, dass Niemand behaupten darf, dass wir vor dieser Gefahr nicht bange zu sein brauchen. Und im Augenblicke handelt es sich um viel grössere Interessen, als um mehr oder weniger Stillstand oder Fortschritt, es handelt sich vielmehr um nichts weniger, als um die ganze Existenz der Ordnung an der einen, der Freiheit an der andern Seite. [3])

Die erbitterte Stimmung, welche Viele gegen Deutschland beseelt, droht unserer Politik eine ganz neue Richtung zu geben. Vor dreissig Jahren wurde von „unsern Heeren, unsern Festungen, unsern Flüssen" sehr wenig erwartet, jetzt scheint es, dass man seine ganze Hoffnung auf sie setzen will. Man spricht schon ganz offen davon, dass man dafür nie zu viel Geld ausgeben könne. Diese Aufregung wird die Erschöpfung unserer finanziellen Kräfte im Gefolge haben. Und gegen wen soll uns diese kostbare Vertheidigung beschützen? Allein gegen Deutschland. Andere Mächte, Frankreich besonders, hält man für zu wohlwollend und edelgesinnt, als dass sie je auf unsere Unabhängigkeit ein Attentat machen könnten. Deutschland, und in erster Linie Preussen, ist der einzige Staat, den man fürchtet. Man vergisst dabei, dass das deutsche Reich und Preussen mehr als ein anderer seiner Theile, vorausgesetzt, dass es überhaupt wollte, seine Blicke nicht auf Holland richten könnte. Es hat nach einer ganz andern Seite zu sehen, nach Frankreich, sofern dieses nehmlich wieder in die Lage kommen sollte, um einen Krieg zu führen, und nach Russland. Man weiss diess auch bei uns recht gut und spricht es auch sehr deutlich aus. Aber zugleich will man uns den Glauben aufdrängen, dass Preussen, um für seine innern Verwicklungen, deren Existenz man schlechtweg annimmt, eine Ableitung zu haben, seine Waffen gegen Holland richten wird! Man übersieht, dass das Eigeninteresse Deutschlands v. Treitschke die Worte eingab, welche er am Ende seiner Abhandlung über unsere Republik schrieb: „Die kleine holländische Nation besteht mit einer eigenen Sprache, mit einem scharf gezeichneten eigenthümlichen Charakter und mit einem starken Unabhängigkeitsgefühl und für die Völker ist die Existenz in der Regel schon ein Existenzrecht. Beträten wir je als Eroberer den holländischen Boden, so würden wir zwar keinen neuen achtzigjährigen Krieg sehen, aber wir würden ein Volk von untreuen und meuterischen Bundesgenossen haben. Nein, was wir wollen, ist ein rechtmässiger und vernünftiger Wunsch: das Verhältniss treuer, freundlich gesinnter Nachbarn, dass uns unser Strom, den Holländern das grosse hinter ihnen liegende Land zu ungehindertem Verkehre offenstehe." Diess ist das wohlverstandene Interesse der deutschen, diess ist auch, in noch viel höherem Masse, das wohl verstandene Interesse der holländischen Politik.

Sobald wir diess einsehen, ist auch die Aufreizung gegen unsere Stammesgenossen, die so nahe an unsern Grenzen wohnen, eine Ungereimtheit und die kostbaren Rüstungen sind nur zwecklose Geldverschwendungen, eine Bewaffnung gegen einen Feind, welcher nur dann existiren wird, wenn man ihn selbst durch Beleidigungen oder Unrecht herausgefordert hat.

Ich habe hier Ideen entwickelt, welche für die Meisten, welche in diesem Augenblick in unserem Lande die Feder führen, ohne Zweifel anstössig sein werden. Warum aber soll ich denen allein das Wort lassen, deren Richtung ich, wie ehrlich sie auch gemeint sein und wie kräftig, wenn auch partheiisch, sie auch vertheidigt werden mag, für unsere Zukunft für gefährlich halte? Ich habe das Recht, sogar die Pflicht, um auch meinerseits dasjenige darzulegen, was im Interesse unseres Landes mir der einzig richtige Weg unserer Politik zu sein scheint. Kann ich irren, so können auch sie es. Niemand wird so eingebildet sein, sich Unfehlbarkeit zuzuerkennen; erst aus dem Streit der Meinungen muss die Wahrheit zum Vorschein kommen!

25. April 1871.

REDE

am 7. Oktober 1870.

„Ich kam zur Welt, als mein Vaterland zu Grunde gieng. 30,000 Franzosen ergossen sich über unsere Küsten, und erstickten die auflebende Freiheit in Strömen Bluts — diess ist das verhasste Bild, welches ich zuerst erblicken musste. Das Angstgeschrei der Sterbenden, der Jammer der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege vom Tage meiner Geburt an. Sie verliessen unsere Insel und mit Ihnen schwand alle Hoffnung auf Glück; Sklaverei war der Lohn unserer Unterwerfung."

So schrieb im Sommer 1789 Napoleon Bonaparte, Officier in französischen Diensten, über sein unglückliches Vaterland Corsica, das Jahrhunderte lang das Joch der Römer, Vandalen, Gothen, Longobarden, Franken, Saracenen, Pisanern und Genuesern getragen und seit ein und zwanzig Jahren die Beute Frankreichs geworden war. Er schrieb diese Worte an den edlen Paoli, den Europa nach Voltaires Ausdruck als den Gesetzgeber und Rächer von Corsica verehren musste und von dem das über Epaminondas gefällte Urtheil gilt: Ein Mann war mehr werth, als ein Staat!

Paoli hatte die Sklaverei seines heimathlichen Bodens nicht sehen wollen; bis aufs Blut hatte er den französischen Kriegshorden Widerstand geleistet, bis der Kampf, besonders durch die Macht des französischen Goldes, ein verlorener war und er einen Zufluchtsort in England suchte. Schon ein und zwanzig Jahre lang erwartete er den Tag, der das Licht der Freiheit über Corsica aufgehen lassen sollte. Und diese süsse Hoffnung

war durchaus nicht unnatürlich, besonders da die Nationalversammlung erklärt hatte, dass auch Corsica an den Wohlthaten der neuen französischen Gesetzgebung Theil nehmen sollte, zumal Mirabeau mit Begeisterung ausgerufen hatte: „die Zeit ist gekommen, um die Flüchtlinge, welche einst die Freiheit ihrer Insel vertheidigt, zurückzurufen und das Unrecht, dessen Frankreich sich durch die Eroberung schuldig gemacht, durch den Segen der Freiheit zu versöhnen!" Voll Vertrauen kam Paoli nach Paris, denn auch er glaubte sicher, dass in Frankreich die goldene Sonne der Freiheit aufgegangen sei, und dass von nun an zu Frankreich gehören dasselbe heisse, als frei zu sein. In dieser Ueberzeugung kehrte er als Chef der Regierung auf sein Felseneiland zurück.

Dieser Traum dauerte aber nicht lange. Als man in Paris damit umgieng, Corsica für Parma zu vertauschen, giengen Paoli die Augen auf und die Gräuel der Schreckensregierung bestärkten ihn in seiner bessern Erkenntniss. Von Frankreich war keine Freiheit zu erwarten und da er bald darauf nach Paris zur Verantwortung, das heisst zum Schaffot, gerufen wurde, so erhob er wieder die Fahne des Aufstandes gegen Frankreich und unterwarf sich mit seinem ganzen Volke der Krone Englands, des Vaterlands der wahren Freiheit. Auf diesem Wege wollte ihm aber Napoleon nicht folgen. „Ich hatte" — so bekannte er später — „keinen andern Gedanken als Frankreich und ich wollte meine Laufbahn nicht mit einem Verrath an Frankreich beginnen." Er hatte keinen andern Gedanken als Frankreich! Sein kleiner Geburtsgrund war ihm gleichgültig geworden, Mitglied des grossen Staates zu sein, war ihm der höchste Ehrgeiz; denn kein beschränkter Raum genügte dem grossen Geist, der sich seiner Kraft schon bewusst war. Sein Thätigkeitstrieb musste den weitesten Wirkungskreis vor sich sehen; diesen in Altengland zu suchen war ihm unmöglich, seine ganze Natur, zu glänzenden Thaten angelegt, zog ihn zu der neuen Gesellschaft hin, die ebenso unruhig und wühlerisch war und ebenso von Leben und Bewegung strotzte, wie sie die glänzendsten Aussichten darbot. Er war für Frankreich geboren.

Die britische Regierung auf Corsica war von kurzer Dauer; die französische Parthei nam an Stärke fortwährend zu und nach zwei Jahren vergeblicher Anstrengung verliessen die Eng-

länder die Insel. Von 1796 an bildete Corsica einen Theil Frankreichs.

Aber es hat sich blutig an Frankreich gerächt — mit einem Nessusgeschenk! Es hatte an Frankreich seine Unabhängigkeit verloren, aber sterbend schenkte es dem Sieger das Geschlecht seiner Bonapartes. Noch drei Jahre und der 18. Brumaire sah Frankreich zu den Füssen Napoleons und fünf Jahre später sass der Korse auf dem Thron Ludwigs XIV!

In diesen letztern Worten liegt ein guter Theil der Erklärung der folgenden Geschichte von Frankreich und Europa. Die Liebe zu seinem Lande ist jedem Menschen angeboren, aber hier konnte von einer angeborenen Liebe zu dem Lande, welches er beherrschte, keine Rede sein. Der Fremde hatte nichts, was ihn mit Frankreich verband, als seinen Ehrgeiz und eine Zeitlang die unfruchtbare Begeisterung mit dem grossen Gedanken der Revolution, d. h. der Freiheit; unfruchtbar war sie, weil Niemand schmählicher als er die Freiheit mit Füssen getreten hat. Die italienische Familie der Bonapartes hat Frankreich niemals geliebt. Dem Grunde ihre Heimath untreu geworden und auf dem Boden ihrer Thätigkeit nie tief gewurzelt kannte sie keine andere Liebe, als die Eigenliebe, kein anderes Interesse, als das ihrer Grösse und ihrer Dynastie. Bei ihr war nichts von den historischen Erinnerungen zu finden, welche ein Fürstenhaus mit dem Volke verbinden, nichts von jenen gemeinschaftlichen Anstrengungen und gemeinschaftlichen Leiden, wodurch das Loos der Dynastie unzertrennbar wird von dem der Nation. Napoleon konnte an den „Fleck, auf dem seine Wege gestanden," nicht denken, ohne dass die gehässigen Züge des Geistes von Frankreich in seinem Innern aufstiegen. Das angenommene Vaterland ist nie das angeborene, Napoleon hat nie etwas für Frankreich gefühlt. Mit unmenschlicher Grausamkeit — ich brauche an so manches von ihm gesprochene Wort rohen Spottes und niedriger Gefühllosigkeit nicht zu erinnern — trieb er Frankreichs Kinder zum Schlachtfeld und die Vernichtung seiner grossen Heere zählte er für nichts, wenn er nur den Bericht: „dass der Kaiser sich wohl befinde" nach Paris senden konnte. Solange das Glück den französischen Waffen günstig war, konnte die tiefe Kluft, welche den Herrscher von seinem Volke trennte, noch für Manchen verborgen bleiben, aber als die bangen Tage kamen, als der französische Boden,

der gewöhnt war, dass das blutige Spiel ausserhalb seiner Grenzen abgespielt wurde, von den siegreichen Schaaren der Fremden überströmt wurde, da offenbarte es sich zunächst in seinem Betragen, dass ihm kein anderes Interesse zu Herzen gieng, als das seines Hauses. Hat er sein ganzes Leben lang bis nach St. Helena hin gelogen, so hat er doch keine schändlichere Lüge ausgesprochen, als in den bekannten Worten, welche er siebzehn Tage vor Waterloo an die Vertreter Frankreichs richtete: „Im Glück und im Unglück, auf dem Schlachtfeld und im Rathe, auf dem Thron und in der Verbannung war Frankreich das einzige und feste Ziel meiner Gedanken und Thaten gewesen." Auch von seinem Nachfolger auf dem kaiserlichen Throne haben wir oft genug dieselben feurigen Liebeserklärungen vernommen. Konnte man ihnen mehr glauben? Hätten wir jemals seinen Worten vertraut, die letzten Tage hätten uns eines Bessern überzeugt. Nie trat es deutlicher zu Tage vor der Welt, als in diesem blutigen Kriege, dass kein einziger Bonaparte, dass am allerwenigsten dieser Kaiser etwas für Frankreich fühlt. Auf welchem Schlachtfeld haben sie mitgestritten, welche Waffenthat haben sie mit ihrem Blute besiegelt, welches Heer haben sie durch ihren Heldenmuth angefeuert? In Sicherheit, von allem Luxus umgeben, zog der Kaiser seinen Truppen nach, oder, wenn diese zurückgiengen, ihnen voraus, immer bereit, die Ehre, die sie erfochten, zu stehlen, aber nie, um an ihren Gefahren Theil zu nehmen; überall ein Hinderniss für ihre Bewegung. Und die übrigen Mitglieder des durchlauchtigen Geschlechts, wo musste man sie suchen? Der eine, der nie schoss, fand es in Italien ruhiger, als in Frankreich, der andere, der immer schoss, konnte in Belgien nur sein Jagdgewehr spannen, ein dritter verbarg sich in England — aber alle bereit, um wie die Hyänen des Schlachtfeldes heranzuschleichen, sobald der Streit gestritten und der Sieg erkämpft war, um den mit dem Blute der Unterthanen und Fremden befleckten Raub zu theilen. Vom ganzen Hause keine andere Waffenthat, als das Auflesen von Kugeln durch den vielversprechenden Prinz, was der Nation in einem Eckel erregenden Bericht mittgetheilt wurde und das nie erfüllte, sondern durch schmähliche Flucht gebrochene Gelübde der Kaiserin, als eine neue, oder vielmehr neumodische Jungfrau von Orleans das französische Banner zum Sieg zu führen Doch was brauche ich vom Kampfe selbst zu

sprechen? Was auf diesen folgte, beweist ja diese Gefühllosigkeit gegen Frankreich, die rohe Selbstsucht des corsikanischen Geschlechtes und der spanischen Fürstin noch viel deutlicher. Man denke nur an den jämmerlichen Zustand Frankreichs am 1. September, als erst einen Monat lang gekämpft und von Deutschland gesiegt worden war. Das Elend der geflüchteten Bauern, die unglücklichen Bewohner der befestigten Städte, die zahlreichen Gefangenen und Verwundeten, die von Allem entblösst und dem drückendsten Mangel preisgegeben waren — um dieses Elend zu schildern, um diese Entsetzen erregende Wirklichkeit darzustellen, dazu sind die schreiendsten Farben des kräftigsten Pinsels noch zu schwach. Man kennt ja die nackten Berichte darüber, welche noch beredter sind, als die glühendsten Worte eines Redners oder eines Dichters. Nur die Frage sei mir gestattet: Was hat das Geschlecht, welches nur für sein eigenes Interesse, für die Befestigung seiner Dynastie diesen heillosen Krieg geführt hat, für die Linderung der Noth und die Heilung der Wunden gethan? Nichts, gar nichts! Von all ihrem Reichthum haben sie keinen Pfennig zurückgelassen, um der Armuth zu helfen. An allen Orten Europas verlangte man Hülfe für die hochgestiegene Noth Frankreichs, überall wurde der Ruf vernommen und aus England, der Schweiz, aus Holland, sogar aus America strömte Geld zusammen; die kaiserliche Familie allein schnürte das Herz und die Börse zu, denn sie hatte nicht nur ihre Haut, sondern hauptsächlich auch ihr Gold und ihr Silber geborgen. Man denke nur an die Wagenladungen voll Kostbarkeiten, die aus dem verarmten Paris nach England und aus der vernichteten und verbrannten Umgegend von Sedan nach Belgien geführt wurden; man denke an die fürstliche Pracht, die in Kassel's Nähe entfaltet wurde, an den Tross von Equipagen und Pferden, von Uniformen und Livrée'n, an all den Reichthum und Genuss, der den schuldigsten aller Gefangenen, die nächtste Ursache allen Jammers und Elends, auf den Glauben bringen musste, dass er der Sieger sei und dass das ihm zum Aufenthaltsort angewiesene Schloss noch ebenso wie in frühern Tagen Napoleonshöhe und nicht Wilhelmshöhe genannt werden müsse. Nirgends ein anderer Zug, als der des verächtlichsten Eigennutzes, kein Anlauf, um für Frankreich etwas zu thun oder von dem Sieger etwas für Frankreich zu erlangen; selbst seine Uebergabe nur darauf berechnet, um den

französischen Staat der Verwirrung und Regierungslosigkeit, der Volksherrschaft und einem demüthigenden Frieden Preis zu geben, nur um für eine zukünftige Herstellung der Dynastie noch einige Aussicht zu haben. „Richte dein Schwert auf meine Brust, ich allein nehme die Schuld auf mich" so würde der Fürst sprechen, der sein Volk liebt und bereit ist, sich für sein Land zu opfern; „richte dein Schwert nicht auf mich, sondern auf Frankreich, ich wollte den Frieden, mein Volk allein hat mich gezwungen, diesen ungerechten Krieg zu beginnen," so spricht der niedrige Abentheurer, der noch nie an etwas anderes dachte, als an seine eigene Grösse. „Vergessen Sie nie, an welchen Platz Sie auch durch meine Politik und das Interesse meines Reiches gestellt werden mögen, vergessen Sie nie, dass Ihre erste Pflicht die gegen mich, Ihre zweite die gegen Frankreich ist," in diesen Worten, welche Napoleon im Sommer 1810 an den Sohn des Königs von Holland richtete, ist die Selbstsucht dieses Geschlechtes treffend ausgesprochen und zum Lebensprincip erhoben.

Neben dieser Selbstsucht und sehr enge mit ihr verbunden begegnen wir bei dem Stifter dieses kaiserlichen Hauses einer grenzenlosen Menschenverachtung. Sie ist bei ihm, wie bei Richard III, ein Grundzug seiner Natur, der durch die Umstände sich zu ausserordentlicher Kraft entwickelte. Er, der einfache Advokatensohn aus Corsica, innerhalb weniger Jahre Officier im französischen Heere und Kaiser von Frankreich, die Nation, welche er als die erste der Welt zu betrachten pflegte, in Sklavensinn und abgöttischer Verehrung vor seinem Throne im Staube, ein Volk in Europa nach dem andern gedemüthigt und aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen, und diess bald durch Unterwerfung unter einen kaiserlichen Prinz oder Marschall, bald durch Einverleibung in das grosse Reich selbst, sein Name überall gefürchtet und aus Furcht gehuldigt — wie hätte in diesem gefühllosen Herzen noch Achtung vor der Menschenwürde wohnen können? Weder auf dem Schlachtfeld, noch bei den Unterhandlungen fand er unter seinen Gegnern einen Mann, überall nur einen rathlosen und desshalb auch nie nachhaltigen Widerstand, höchstens einen kurzen Aufstand, dem dann eine demüthige Unterwerfung folgte. England schien zu schwach, um ihm allein zu widerstehen und englisches Geld und englischer Einfluss waren nicht im Stande, um eine allge-

meine Anspannung der Kräfte herbeizuführen. Jede Demüthigung und Erniedrigung liess man sich gefallen. Unser eigenes Vaterland, die einst so stolze Republik der freien Niederlande, kann es bezeugen. Man verlangte von uns, dass wir selbst um unsere Fesseln bitten sollten und demüthig beugten wir dass Haupt und bettelten um unsere Ketten. Mit der Einverleibung bedroht, „oder mit einer militärischen Verwaltung und zwar in der Weise, dass die Einverleibung noch als eine Gunst betrachtet werden müsste," wenn wir nicht in eigener Person bei dem Kaiser um einen Fürsten aus seinem Hause als König von Holland anhalten würden, liessen wir uns eine Lüge in den Mund legen und trösteten uns damit, dass es eine Nothlüge war. Fünf unserer angesehensten Bürger fiel die Sklavenarbeit zu, um dem Gewaltigen demüthig zu erklären, „dass das Volk von Holland verlange, zuerst in die Reihe der politischen Sauvegarde von Europa einzutreten und seine Einrichtungen mit einem Staate in Uebereinstimmung zu bringen, dessen Beschirmung dasselbe allein vor Sklaverei und dem Fall beschützen könne; es bitte um den Prinzen Ludwig, dem man mit unbeschränktem und unterthänigem Vertrauen die Interessen des lieben Vaterlandes übertrage, in der Hoffnung, dass Holland, des Wohlwollens eines der grössten Monarchen versichert auch durch die Einheit des Geschickes mit dem grossen und unsterblichen Kaiserreich verbunden zu früherem Wohlstand uud Ruhm zurückkehren möge." Einige Tage darauf erfolgte die erniedrigende Antwort: „Auf das feierliche Ansuchen Ihrer Hochmögenden, welche die batavische Republik repräsentiren, dass Prinz Ludwig Napoleon zum erblichen König von Holland ernannt und gekrönt werden möge, bewilligt seine Majestät diese Bitte und ermächtigt den Prinzen Ludwig Napoleon, die holländische Krone anzunehmen." War es ein Wunder, dass schon vier Jahre nach der Errichtung des Schattenkönigreichs unser Land dem „unsterblichen Kaiserreich" einverleibt wurde? War es ein Wunder, dass Napoleon am 15. August 1810 sich den holländischen Abgesandten gegenüber, welche dem neuen Regenten huldigten, noch rühmte, dass er, in dem er solang gewartet, „mehr Langmuth bewiesen habe, als mit seinem Charakter und seinen Rechten vereinbar sei," er, der es schon 1809 laut ausgesprochen, dass Holland nur eine „Anspühlung des Rheins, der Maas und der Schelde, dieser grossen Adern seines Reiches,

sei" und sich des zärtlichen Ausdrucks bediente: „ich werde Holland aufessen!" Und wenn diess dem freien Holland widerfuhr, wie hätte es anderswo besser gehen können? Gewiss, für diesen Tyrannen war es unmöglich, eine andere Macht zu erkennen, als die seines Willens. Aber wie scharf sein Verstand auch war, so war er doch zu kurzsichtig, um in die fernere Zukunft zu blicken, er sah nur das Heute, nur das, was vor seinen Füssen lag. So schien es ihm über allen Zweifel erhaben, dass die Gewalt seiner Uebermacht nicht nur den Muth und die Kraft der Fürsten, sondern auch alles Edle und Gute bei den Völkern, ihre geschichtlichen Erinnerungen, ihre Vaterlandsliebe und ihre Tapferkeit für immer gebrochen habe. Selbst nur auf den eigenen Vortheil bedacht, setzte er auch bei Andern keine andern Triebfedern voraus, auf Treue und Liebe rechnete er nicht, sondern nur auf Unterwerfung und Furcht; mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten, war auch die Devise dieses Tyrannen; seine Menschenverachtung liess der Anerkennung der Menschenwürde und Menschenbestimmung keinen Platz. Wurde ihm von seinem Verstande bisweilen die Wahrheit aufgedrungen, dass, wer die Ideen unterdrückt, an seinem eigenen Sturze arbeitet, so gab es doch Niemanden, der sie auf schamlosere Weise unterdrückt hat, als er, sobald sie etwas anders sein wollten, als die demüthigen Diener seiner Herrschsucht. Er rief sie zu Hülfe, wo er sie als Mittel gebrauchen konnte, wo sie aber selbständig sein wollten, war er ihr erbittertster Feind, in der Wissenschaft, wie in der Kunst, auf dem Lehrstuhle ebenso wie in der Schule und Presse. Er nannte Frankreich und Alles, was unter französischer Säbelherrschaft seufzte, für die Ideen und geforderten Freiheiten noch lange nicht reif und er that zugleich, was in seinen Kräften stand, um das Heranreifen zu verhindern. Gegen seinen Willen — und hierin war er das blinde Werkzeug der Weltgeschichte — brachte er die grossen Gedanken des 18. Jahrhunderts durch Europa, aber schneller als sie aufkeimen konnten, setzte er in Frankreich und auswärts den Fuss auf sie; er bedachte dabei nicht, dass die in den Boden gelegte Saat nicht mehr zertreten werden kann. Nicht im Glücke der Menschen, sondern nur in ihrer Unterwerfung suchte er seinen Ruhm. Desshalb war auch immer das Schwert seine Antwort; seine Menschenverachtung gab es ihm ein, dass Alle bestimmt waren, ihm zu dienen, er allein, um zu herrschen.

Später, als die Unterwerfung vollendet war, wollte er daran denken, ihnen die Freiheit zu geben. Aber in diesen Träumen der Zukunft lebte er erst, als er auf St. Helena die Welt damit zu betrügen suchte, in den Tagen seiner Macht haben sie seinen Schlaf nie gestört. Er hatte gethan, wozu ihn die Sprache der Schmeichler ermunterte, und „seinen Willen als das Schicksal" betrachtet. Was bekümmert sich das Schicksal um die Menschen, welche es in seinem Laufe zertritt?

Nimmt man von diesem Bilde des ersten Kaisers alles weg, was ihm den Schein der Grösse verleiht, dann steht der dritte Napoleon vor uns. Auch bei ihm dieselbe Menschenverachtung, dasselbe Verkennen der Würde und der Bestimmung der menschlichen Natur, auch bei ihm diese Eigenschaften als die Folge derselben Ursachen. Vor der Februar-revolution nichts als ein ruhmloser Abentheurer, dessen Anschläge sammt und sonders missglückten, am Ende des Jahrs 1836 sein Auftreten als Kaiser in Strassburg, nachdem er zehn Monate vorher öffentlich erklärt hatte: „die Hoffnung, um Frankreich einst als Bürger oder Soldat dienen zu dürfen, ist in meinen Augen mehr werth, als alle Throne der Erde;" nach einer Verbannung von mehr als vier Jahren die tolle Unternehmung in Boulogne, dem lebenslängliches Gefängniss als Strafe folgte, dabei die napoleonischen Träumereien, welche den ersten Kaiser als das Werkzeug der letzten Willensmeinung der Revolution, als den Messias aller der Ideen darstellten, welche das Leben und die Entwicklung der neuern Zeit charakterisiren, daneben zur Abwechslung gleissnerische und lügenhafte Versicherungen seiner bescheidenen und friedeliebenden Gesinnung — diess ist die ruhmreiche Existenz dieses Prätentenden, auf dem neben der Schande seiner Verbrechen noch die Ausstossung und Verbannung von seinem Vaterlande und dem französischen Thron lastete. Was hättte man auch ausser einigen tollen Wagestücken von diesem eitlen Phantasten befürchten sollen? Und doch ist nach der Februarrevolution noch kein Jahr verlaufen und durch mehr als sechs Millionen Stimmen erwählt steht dieser eitle Phantast an der Spitze der französischen Republik. Was darauf erfolgte, ligt noch zu frisch in unserer Erinnerung: es sind die verbrecherischen Umtriebe dreier Jahre, um die Gründung des Kaiserreichs vorzubereiten, der Verrath und Mord vom 2. Dezember 1851, und an demselben Tage, nur ein Jahr spä-

ter, sein feierlicher Einzug in die Hauptstadt als „Napoleon III. von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volks Kaiser der Franzosen." So war das grosse Ziel ohne das geringste Verdienst, durch nichts als eine Reihenfolge von Verbrechen, Unrecht und Heuchelei, Mord und Meineid erreicht und der schlechteste Mann von Frankreich sass, durch mehr als acht Millionen Stimmen dazu gerufen, auf dem französischen Kaiserthron. Wie musste er sie verachten, die grosse Nation, die sich unter seinen Füssen krümmte und jedem Verbrechen zujauchzte. Und wo Frankreich mit seinem Beispiel verangieng, da folgte ihm Europa nach. Volle siebzehn Jahre steht dieser würdelose Kaiser an der Spitze unseres Welttheils, alle Fürsten und Grossen bewerben sich um seine Gunst, während sein Reich als die erste europäische Macht geehrt und gefürchtet wird. In jedem Jahre lauscht man überall, bald mit Furcht, bald mit Hoffnung, nach den Worten, die sein Mund am Neujahrstage sprechen wird und es ist, als ob das trotzige Wort: „Wenn Frankreich zufrieden ist, hat Europa Ruhe" die reine Wahrheit enthält. Ehrerbietig reichen ihm Kaiser und Könige die Hand der Freundschaft, bewundern in Paris den Glanz seiner Herrlichkeit, ohne jemals zu fragen, wer es denn eigentlich ist, dem sie die Hand drücken und was ihr Land und ihr Thron von seiner Herrschsucht zu erwarten haben. Wie konnte in diesem eiskalten Herzen ein anderes Gefühl aufkommen, als das der Menschenverachtung und der Ueberzeugung, dass auch sein Wille die Stimme des Schicksals wäre, welches nach dem Glück und der Bestimmung der Menschen nicht zu fragen pflegt. Von dieser Verachtung seiner Nebenmenschen legt sein ganzes Leben Zeugniss ab, nicht nur die Zeit seiner Grösse, sondern auch sein schmählicher Fall, sein Zug nach Deutschland als Gefangener, sein Betragen auf dem ihm mit zu viel Grossmuth angewiesenen Lustschlosse. Ueberall tritt es zu Tage, wie gleichgültig ihm das Urtheil, die Achtung und die Liebe seiner Naturgenossen ist, er selbst vermag im Menschen nichts Grosses und Edles zu erkennen, was kümmert es ihn desshalb, wie man über ihn denkt? Er hält sie ja nur für dazu bestimmt, um ihm zu gehorchen, sie sind nichts mehr, als die Werkzeuge seines Vortheils und er ist selbst zur schmählichsten Demüthigung bereit, sobald er weiss, dass sie die Wege bahnt, auf welchen er sich seiner Werkzeuge am besten bedienen kann.

Gewiss, all das Böse, das in der Brust des ersten Napoleon wohnte, herrschte im Gemüthe dieses Bonaparte mit doppelter Kraft; denn hier in noch viel höherem Grade, als dort, aus einer schlechten Natur geboren, entwickelte es sich durch die Umstände.

Die grossen Talente des Oheims leugnen oder verkleinern zu wollen, wäre Thorheit und Unrecht; denn nicht nur als Feldherr, sondern als Staatsmann und Gesetzgeber hat er viele Beweise seiner fast einzig dastehenden geistigen Kraft gegeben. In allen diesen Beziehungen steht der Neffe tief unter ihm und doch will ich von dem Guten, das er für Frankreich gethan, nichts wegmäckeln. Die Entwicklung der materiellen Interessen, hauptsächlich durch die Begünstigung des Freihandels, hat seiner Regierung viel zn verdanken; auch mag es ihm als Verdienst angerechnet werden, dass er sich nie durch das wilde Kriegsgeschrei gegen England hinreissen liess und die Ursache war, dass der alte Volkshass gegen das „treulose Albion" fortwährend abnahm und endlich ganz verschwand. Was aber über das Gebiet der materiellen Interessen hinausgieng, da hat er weder als Staatsmann, noch als Gesetzgeber Loorbeeren errungen; als Feldherr hat er sich und sein Heer mit Schande und sein Land mit namenlosem Elend bedeckt. Nur ein Talent ist es, in dem er seinem Vorgänger gleichkommt. Ich meine den Scharfblick, mit welchem der eine sowohl, als der andere die charakteristischen Merkmale des französischen Nationalgeistes zu ergründen und zu benutzen verstand. Und in diesem Scharfblick liegt auch das Geheimniss ihrer Macht. Frankreich leidet an einer Wunde, dia nie mehr zu heilen ist; seitdem mit der Revolution des 18. Jahrhunderts, die von der englischen des siebzehnten sich so unvortheilhaft unterscheidet, alle Ordnung und Gesetzlichkeit mit Füssen getreten und das Band zwischen der Gegenwart und der Zukunft zerrissen wurde, verschwand mit dem Begriffe der Legitimität auch der Begriff des Rechtes aus dem französischen Staatsleben und in Ermanglung eines allgemein erkannten Rechtes erhielt der politische Partheikampf eine noch viel entnervendere und vernichtendere Kraft als in England. Seit dieser Zeit kann Frankreich, das sich um die Freiheit viel weniger bekümmert, als um die Gleichheit, und welches das Bedürfniss fühlt, an der Spitze seiner gleichen Bürger einen kräftigen Willen zu sehen, der alles beherrscht, regelt und

treibt, auf gesetzmässigem Wege keine Regierung mehr finden, die eines dauerhaften Lebens sicher ist. Immer geschieht diess auf ungesetzlichem Wege und es empfängt seine Regierung aus der Hand von List und Gewalt, bald, oder vielmehr in der Regel, von der Strasse, bald von den fremden Mächten, dann wieder von einigen Verschwörern aus der Mitte der angesehenen Bürger, nicht selten von einem verrätherischen militärischen Attentat, während ein allgemeines Stimmrecht, welches nach einer vollendeten Thatsache nur eitler, selbst heuchlerischer Schein ist, das Unrecht umsonst zu legitimiren sucht. Indem es so an keine einzige Regierung auf gesetzliche Weise gebunden ist, fühlt es auch an keine derselben irgend welche Anhänglichkeit; es klatscht ihr Beifall, solange die Dinge günstig gehen, kommt aber Unglück, dann lässt es dieselbe los und richtet dte Blicke nach einem andern Herrscher. Seit ein Bonaparte den französischen Thron bestiegen hatte, ist die französische Nation bereit, sich Jedem in die Arme zu werfen, welcher die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen weiss. An die Stelle des Rechtsgefühls trat die Sucht nach Volksehre und Ruhm, und wer diese befriedigen kann, ist Herr der Regierung. Denn gerade darin liegt das charakteristische Merkmal der französischen Nation, welches dem Blick der Bonapartes nicht entgieng. Man drückt es aber nicht kräftig genug aus, wenn man nur von Eitelkeit spricht. Es ist in der That Eitelkeit, aber diese ist mit dem schönsten Zug der französischen Natur, der Geselligkeit, dem Bedürfnisse, sein Herz auszuschütten und sich mitzutheilen, verbunden. Nichts ist dem Franzosen lieber, als in jeder Bedeutung des Wortes, nicht nur in der militärischen — Eroberungen zu machen. Er ist stolz darauf, wenn seine Moden und Sitten zu andern Völkern durchdringen und seine Sprache überall gesprochen und verstanden wird; est ist seine feste Ueberzeugung, dass, wenn auch dem Fremden sein eigenes Vaterland das erste Land sein mag, doch Frankreich das zweite sein muss und er nennt es gerne „das allgemeine Vaterland der Menschheit" und die „lebendige Brüderlichkeit." Er will seine Ideen und Gefühle von der ganzen Welt anerkannt und getheilt sehen, er ist daran gewöhnt, dass Volksbewegungen in Frankreich, d. h. in Paris, in andern Ländern Wiederhall und Nachahmung finden, und diess ist nach seinem Urtheil auch der rechte Verlauf der Dinge. Paris muss für Frankreich und

Frankreich für Europa den Ton angeben und so wird das französische Volk die grosse Nation und Paris die Hauptstadt und der Mittelpunkt von Europa. [4]) Das ist es, was er das Prestige von Frankreich nennt; Frankreich muss an der Spitze der Bildung stehen und, um diese zu verbreiten, die erste militärische Macht unseres Welttheils sein, nie darf es sich auf seine eigenen Angelegenheiten beschränken, es muss die Sache der Menschheit als seine Sache betrachten und sich in die Interessen der Fürsten und Völker mischen, um das Banner seiner hochgerühmten Bildung auch hier aufzupflanzen. Das ist die grosse Mission, die es vermöge seines Humanismus erfüllen muss. Vor dreissig Jahren schon schrieb Michelet: „Die Sucht um Land zu erobern, ist nur ein Vorwand unserer Kriege, ihr wahres Motiv ist unser Verlangen, um Proselyten zu machen. Der Franzose will vor Allem den Stempel seiner Persönlichkeit auf die besiegten Völker drücken, nicht weil es seine eigene, sondern weil sie der Typus alles Schönen und Guten ist. Diess ist sein kindlicher Glaube. Er glaubt, dass er für die Welt nichts Besseres thun kann, als ihr seine Gedanken, seine Sitten und seine Moden zu geben, er will mit dem Schwert in der Faust die andern Völker dazu bekehren und ihnen nach dem Kampfe, halb aus Uebermuth, halb aus Sympathie, vordemonstriren, wie viel sie dabei gewonnen haben, dass sie Franzosen geworden sind. Man darf darüber nicht lächeln; wer unermüdlich das Ziel verfolgt, die Welt nach seinem Bilde umzuwandeln, wird am Ende dieses Ziel auch erreichen. Die allgemeine Gleichheit, wie sie Frankreich beabsichtigt, ist nicht diejenige, von der England und Rom mit ihrer selbstsüchtigen und materiellen Politik geträumt haben, es ist vielmehr die Assimilation der Geister, die Eroberung des Willens. Wer hat dieses Ziel bis jetzt mehr erreicht, als wir?" Diess ist ein Gemälde des französischen Volkes, wobei die Farben gewiss nicht zu dick aufgetragen sind. Ein solcher Geist hat die Franzosen von jeher beseelt, aber mehr als je seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Dämals träumten sie davon, dass mit ihrer Revolution nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze Welt der Tag der Freiheit angebrochen sei, und von 1789 an ist Alles, was sie thun, für die Menschheit und „für die allgemeine Befreiung der Völker" geschehen. Sie fühlen sich nicht mehr als Franzosen, sondern als Weltbürger und rufen es sich ein-

ander zu, dass sie für die „Familie der Menschheit" arbeiten, sie sind sicher, dass ihre Republik die Sache der Menschheit repräsentirt und zur Rettung der Welt bestimmt ist;" desshalb muss sie sich auch ausbreiten zur „grossen Republik des menschlichen Geschlechtes," sie muss „in Holland Oldenbarneveld am Hause von Nassau rächen und die Bataven von dem Joche der tyrannischen Statthalter befreien," sie muss „in der Schweiz ihren Freiheitsbaum pflanzen, damit die Anhöhe von Morgarten überschattet werde und der Schatten von Wilhelm Tell vor Freude zittere," sie muss an den klassischen Ufern der Tiber „die römische Republik aus ihrem 2000jährigen Schlafe erwecken." Im Anfang ist diess Alles Ernst und aufrichtig gemeint, man stellt sich in der That vor, das Glück der Völker zu begründen und die „Gesetzgeber der Welt" zu sein. Aber der Weg zu diesem Ziele? Man träumt den süssen Traum vom ewigen Frieden und wenn bald darauf der wilde Krieg entbrennt, dann tröstet man sich noch mit der schönen Hoffnung, dass dieser Krieg der letzte sein werde. Jämmerliche Verblendung! Ein Krieg folgt dem andern auf der Ferse, überall weht die französische Tricolore und die allgemeine Menschenliebe löst sich in eine Unzahl von Eroberungen auf. Es ist in der That kein Wunder, wenn man offen erklärt: „So gibt es denn auf der Erde eine Nation, deren Werke dem Glücke anderer Völker geweiht, deren Siege Wohlthaten für die Menschheit sind und welche die Vorsehung der politischen Welt wird." Oder wie sollte ein Volk, das dazu bestimmt ist, um in Europa, ja auf der ganzen Erde die Rolle der Vorsehung zu spielen, eine Rolle, welche noch im März 1867 von Thiers mit lauter Stimme der französischen Nation vindicirt wurde, die andern Völker ihrer selbständigen Entwicklung überlassen und ihnen Freiheit und Friede gönnen? Auch hier geht es wie in der Kirche: wer glaubt das alleinseligmachende Element zu besitzen, muss die Andern zwingen, in die Gemeinschaft der Kirche zu treten. Frankreich muss seine Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft, sein Licht und seine Bildung zu allen Völkern bringen, auch gegen ihren Willen und selbst mit der Schärfe des Schwertes. Und was sollte sich überhaupt der Aufsicht der allgemeinen Vorsehung entziehen? Frankreich muss sich in die Angelegenheiten aller andern Staaten mischen und allen Regierungen ihr Verhalten vorschreiben, und um diesen grossen Beruf

erfüllen zu können, muss Frankreich, wie es von Natur das erste gebildete Land ist, — denn diesem Titel entlehnt es ja gerade sein heiliges Recht — auch an Macht, Grösse und Einfluss das erste sein. Diess ist das rechtmässige Uebergewicht Frankreichs und wer dieses Uebergewicht antastet oder nur vermindert, der stört die göttliche Weltordung. Das Gleichgewicht Europas und das Uebergewicht Frankreichs sind nur verschiedene Worte, aber ein untheilbarer Begriff. Von dieser Ueberzeugung geht die französische Nation aus, sie ist ein Theil ihres Glaubensbekenntnisses. Frankreichs Uebergewicht zu handhaben, es besonders als das der ersten militärischen Macht zu handhaben, diess ist nach dem Urtheil jedes ächten Franzosen, von Jedem, der im Staate eine Stimme hat und nicht nur einfach seinen Acker bepflügt und im Frieden sein Brod essen will, [5]) die Hauptaufgabe der Regierung. In dieser Ueberzeugung, die das Wesen des französichen Volkscharakters hinsichtlich seines Verhältnisses zum Auslande bildet, wurzelt noch in diesem jetzigen Augenblick die ganze lächerliche Anmassung, die in den Briefen von Victor Hugo den Gipfelpunkt des Wahnsinns erreicht hat. Und diesen Hauptzug der französischen Volksart hat Niemand besser erkannt und in eigenem Vortheil ausgebeutet, als die Bonapartes. Oder was hat unter Napoleon I. die Nation mit allen seinen Verbrechen versöhnt, was liess sie den Verlust ihrer Söhne und ihres Reichthums und die Unterwerfung unter das härteste Sklavenjoch ertragen, was hat sie geradezu mit abgöttischer Verehrung vor dem Manne erfällt, der mehr als ein Anderer ihr zum Fluch geworden is, was anders als das schmeichelnde Bewusstsein, dass ihr Herr der Herr der Welt war? Das ist es, warum noch heute die Franzosen vor ihrem grossen Kaiser knieen und seinen Geburtstag als einen heiligen Tag feiern, weil „Könige und die Söhne von hundert Königen das Haupt verneigten, wenn er vorübergieng" und „weil seine Hand seinen Soldaten Kronen als Almosen schenkte und Fürsten an der Schwelle seines Palastes Wache standen." Der dritte Napoleon hat sich dieses Beispiel zu Nutzen gemacht und mit dem gleichen Erfolg. Wer wagte es noch, an die Gräuel des zweiten Dezember zu denken und dem Kaiser einen Vorwurf zu machen, wenn er auf die Fürsten und Grossen der Erde blickte, die in glänzendem Aufzug ihm in der Weltstadt Paris huldigten oder wenn er sich ins Gedächtniss rief, dass unter

diesem Kaiser die französische Flagge auf dem Malakoffthurme geweht, dass Frankreich das kühne Wort gesprochen und theils durch seine Waffen, theils durch sein Ansehen erfüllt hat: Italien frei bis zur Adria!, dass er den österreichischen Staat gedemüthigt, aber einen österreichischen Prinzen auf den Kaiserthron in Mexico gesetzt und den preussischen Heeren Halt geboten, als sie auf dem Punkte standen, ihren seigreichen Einzug in Wien zu halten? Dem französischen Nationalstolze zu schmeicheln, diess war das Geheimniss der napoleonischen Grösse; Frankreich war bereit, sich vor dem Throne im Staube zu winden, wenn nur dieser Thron der erste der Welt war und der, welcher auf ihm sass, seinen Willen in allen Ländern von Europa geachtet sah. Napoleon wusste diess, als er diesen Sommer zum Schwerte griff, denn in den letzten vier Jahren strahlte der Glanz von Frankreichs Ruhm nicht mehr so helle wie früher. Preussen hatte eine Macht entwickelt, die zwar nicht für die Unabhängigkeit, aber für das Uebergewicht und das Prestige Frankreich's gefährlich zu werden drohte. Zwar war es von Wien zurückgewichen, aber es hatte doch den norddeutschen Bund gestiftet und trotz der Mainlinie die süddeutschen Staaten seinem Interesse verbunden,[6]) und es zeigte wenig Lust, sich vor Frankreichs Uebergewicht zu beugen. Es hatte kein deutsches Grundgebiet für das übrig, was Napoleon sein Geschehenlassen von Sadowa zu nennen pflegte, es vereitelte die Pläne mit Luxemburg und bekümmerte sich blutwenig um das wüste Geschrei wegen der Gotthardsbahn. Desshalb war Frankreich unzufrieden und bei dieser Unzufriedenheit die kaiserliche Dynastie unsicher; diese konnte allein durch einen Krieg mit Preussen befestigt werden. Und das Ziel wäre auch erreicht worden, wenn man gesiegt hätte und der französische Kriegsruhm nicht durch eine Reihe von Niederlagen, welche nicht durch einen einzigen Sieg abgewechselt wurde, vernichtet worden wäre. Wie wurde der Kaiser bejubelt und mit Beifall überschüttet, als er das Schwert zog, die Begeisterung fieng erst an etwas nachzulassen, als es nicht schnell genug in Feindesland hineingieng. Und jetzt, woher kommt der grimmige Hass, der seinem Namen verfolgt? Nicht weil er Unrecht gethan hat, sondern weil er geschlagen worden ist. Wenn in diesem Augenblick sein Heer vor Berlin stände, wie das deutsche jetzt Paris einschliesst, wie würde dieser Mann

der Götze Frankreich sein und selbst ein Victor Hugo zum zweiten Male seinen Jubelgesang erheben:

„Die Fürsten band er fest an seinen Siegeswagen!"

Aber so ruht denn auch die volle Verantwortlichkeit für diesen Krieg auf der französischen Nation, da derselbe in ihrem Sinne und in Uebereinstimmung mit ihrem Charakter unternommen wurde. Es war eine verächtliche Lüge, als sich Napoleon nach seinem Falle bei Sedan von Schuld freizusprechen suchte, aber es ist eine ebenso grosse Lüge, wenn sich das französische Volk unschuldig nennt. Es ist eine Lüge, wenn Ernst Renan schreibt: „Frankreich hat den Krieg durchaus nicht gewollt, Frankreich ist bis ins innerste Mark friedeliebend. In diesem Punkte hat König Ludwig Philipp mit klarem Auge die Wahrheit gesehen." Die Februarrevolution kann davon erzählen, die dem Reiche dieses Königs ein Ende machte, weil er zu friedeliebend war und die Macht des französischen Namens und Einflusses dem Auslande gegenüber nicht genug wahrte. Ja, Frankreich ist friedeliebend, wenn die andern Völker sich freiwillig seiner Uebermacht unterwerfen und in allen Dingen sein Prestige anerkennen. Aber Frankreich dürstet förmlich nach dem Krieg, und hätte es auch für seine Interessen von dem Frieden nicht das Mindeste zu befürchten, sobald es glaubt, dass der Friede sein Uebergewicht in Europa schwächen und der Krieg dasselbe verstärken werde. [7]) Auch jetzt würde es — ich spreche hiebei natürlich nur von den tonangebenden Personen, nicht von den edlen Männern, deren Stimme wie die des Rufenden in der Wüste verhallte — auch jetzt würde es sich noch eine kleine Weile den Frieden haben gefallen lassen, wenn König Wilhelm sich im Sinne Frankreichs erniedrigt und gedemüthigt hätte. Aber sobald diese Hoffnung vereitelt und sein unverschämtes Verlangen mit fester Würde zurückgewiesen worden war, [8]) glaubte man nicht schnell genug zum Kampfe eilen zu können. Und noch in diesem Augenblick, so empfindlich es auch geschlagen ist, lässt es von der Anmassung, mit der es auftrat, nicht das Geringste fahren, noch immer vernehmen wir selbst von seinen besten Vertretern, dass die Schuld des Krieges auf Preussen liegt, weil es die Reizbarkeit der Franzosen nicht sorgfältig genug berücksichtigt und dem Kaiser für sein ruhiges Zusehen im Jahre 1866 noch „keinen Dank" abgestattet hat. [9]) Es ist, sagt Renan „zu bedauern, dass Preussen in der luxemburgischen Angelegen-

heit eine so zähe Hartnäckigkeit an den Tag gelegt hat; wäre Luxemburg an Frankreich abgetreten worden, so wäre Frankreich wenig vergrössert und Deutschland wenig verkleinert worden, aber die öffentliche Meinung wäre zufrieden und die französische Regierung im Stande gewesen, ihren Rückzug zu decken". [10]) Weil aber Preussen diess anders begriffen, desshalb muss nach Renan „ein unpartheiischer Beurtheiler nach beiden Seiten hin tadeln, sowohl die französische, wie die preussische Regierung." Kann eine mit solchen Gefühlen beseelte Nation anders, als mit den Lippen und nur dem Scheine nach friedeliebend genannt werden? Und als ob diess noch nicht genug wäre, derselbe Renan, der uns glauben machen will, dass Frankreich den Frieden wollte und allein durch Napoleon und die Kriegspartei seines Hofes auf das Schlachtfeld getrieben wurde, derselbe Renan ruft in Einem Athem uns zu: „Das Plebiscit hat den Beweis geliefert, dass die napoleonische Dynastie im Herzen des Landes Wurzel geschossen hat." Wenn diess wahr ist, was braucht man dann eine Kluft zwischen Napoleon und dem französischen Volke anzunehmen? [11]) Nein, beide sind schuldig, aber der schuldigste Theil ist die Nation. Denn in ihrem Charakter sitzt die Eitelkeit fest und unausrottbar, dieselbe Eitelkeit, die unter Republik und Kaiserreich, unter Bourbonen und Orleans zum Kriege trieb und die keiner Petitionen oder Volksversammlungen bedurfte, um auch diesen Napoleon zu bestimmen, das Schwert zu ziehen.

Der schuldigste Theil ist die Nation. Gerade desshalb war das Verlangen so lächerlich, dass Deutschland mit dem Falle des Kaisers den Krieg als beendigt betrachten sollte. Um dieses Verlangen plausibler zu machen, berief man sich auf — eine Unwahrheit. Preussens König selbst — so behauptete man — hatte ja bei seinem Einrücken in Frankreich erklärt und zwar aus freien Stücken erklärt, dass er nur gegen den Kaiser und nicht gegen das französische Volk Krieg führe. Aber man unterliess es, die Worte dieser königlichen Erklärung mitzutheilen, die so deutlich und so richtig gewählt waren, dass ein Missverstehen derselben kaum zu begreifen ist. „Ich führe" — so sprach der König in seiner Proclamation an das französische Volk — „den Krieg gegen französische Soldaten und nicht gegen französische Bürger." Kann man an dem Sinn dieser Worte nun noch zweifeln? Was bezeichnen sie denn anders,

als die Anerkennung des modernen und menschlichen Begriffs der Kriegsführung, wodurch sich der Krieg auf die Staaten und ihre Heere beschränkt, während die friedlichen Bürger in ihrem Leben, ihrer Freiheit und ihrem Eigenthum nicht verletzt werden sollen? Was anders, als was mit veränderten Worten in der Proclamation an das deutsche Heer ausgesprochen ist: „ganz Deutschland steht einträchtig unter den Waffen gegen einen benachbarten Staat, der uns ohne Grund den Krieg erklärt hat"? Gegen einen benachbarten Staat, also nicht gegen einen benachbarten Kaiser; mit dem Falle des letztern ist der erstere noch nicht verschwunden. Napoleon, nicht Frankreich, hatte bei Sedan die Waffen gestreckt und desshalb ist auch weder an Friede, noch an Waffenstillstand zu denken, solange nicht Frankreich durch den Mund seiner Regierung, von welcher Art diese auch sein mag, zugleich mit dem Abscheu vor dem Krieg, den der Kaiser begonnen, das Bekenntniss ausspricht, dass die ganze Nation für diesen Krieg verantwortlich ist. Der Kampf, der zur Vertheidigung begonnen und siegreich fortgeführt wurde, kann nicht zu Ende sein, weil kein Angriff mehr stattfindet; das Unrecht des Angriffs muss anerkannt und gebüsst werden. [18])

Denn man vergesse es nicht: so lange Frankreich sich nicht bereit erklärt hat, Busse zu thun, führt Deutschland immer noch einen Vertheidigungs-, keinen Angriffskrieg. Nichts ist mehr im Streit mit Recht und Wahrheit, als wenn man in diesem Kriege beide Partheien gleichstellt und auf beide das Urtheil anwendet, welches der Krieg als eine Geissel der Menschheit und ein Schandfleck der christlichen Völker verdient. Denn dieses Urtheil selbst ohne alle und jede Beschränkung ausgesprochen, ist ungerecht. Wie? ich soll auf gleicher Linie mit dem bewaffneten Dieb stehen, der bei Nacht in mein Haus dringt, wenn ich ihn, um Leib und Gut zu retten, zu Boden schlage? Nein, der Krieg, der zur Vertheidigung des vaterländischen Grundes geführt und fortgesetzt wird, bis die Kraft des übermüthigen Angreifers gebrochen und sein Verbrechen bestraft ist, is kein Unrecht, sondern Recht, und nicht nur Recht, sondern auch Pflicht. In einem solchen Kriege kommen die schönsten und edelsten Eigenschaften, deren das menschliche Herz fähig ist, zur vollen Entfaltung. Es ist der heilige Krieg, den Europa gegen den ersten Napoleon geführt hat, und es ist

aufs Neue der heilige Krieg, den Deutschland jetzt gegen den dritten Napoleon führt.[13]) Und auch jetzt wieder, wie vor fünfzig Jahren, nicht für Deutschland allein, sondern für ganz Europa. Denn kein einziger Staat ist einer Nation gegenüber sicher, welche das rechtmässige Ansehen eines benachbarten Volkes für einen hinlänglichen Grund achtet, um es mit allen Gräueln eines blutigen Krieges zu überziehen. Europa war mit Blindheit geschlagen, als es in diesem Sommer die allgemeine Gefahr aller Staaten verkannte und mit noch schwererer Blindheit waren die geschlagen, welche auf den Sieg der französischen Waffen hofften. Hätte Europa sein wahres Interesse begriffen, es wäre dann durch Eintracht stark gewesen, um den schändlichen Krieg dieses Jahrs zu verhindern oder an Deutschlands Seite zu Ende zu führen. „Recht," sagt Schleiermacher „ist nicht nur der Vertheidigungskrieg allein, Recht ist auch der Züchtigungskrieg, welcher gegen den Staat geführt wird, der die Bande des Völkerrechts frevelhaft zerreisst." Einen solchen Züchtigungskrieg hatte Frankreich verdient, denn es hatte sich selbst ausserhalb des Völkerrechts gestellt, und diess nicht allein in Allem, was mit der Kriegserklärung in Verbindung stand, sondern auch in der Führung des Krieges selbst. Nicht als ob ich auf die von beiden Seiten vorgebrachten und wiederzurückgegebenen Beschuldigungen so viel Werth legen würde, — denn in einem Kriege muss den erregten Leidenschaften, sogar dem Zufall viel gutgeschrieben werden und es geschieht Manches, was sogar der Staat, zu dessen Vortheil es geschieht, strenge verurtheilt[14]) — sondern ich habe hier zwei Massregeln der Kriegsführung im Auge, deren Verantwortlichkeit weder die französische Regierung, noch das französische Volk von sich abwälzen kann — das Verwenden der afrikanischen Horden, nicht wegen ihres Muthes und ihrer Stärke in der Schlacht, sondern wegen ihrer thierischen Wildheit nach derselben,[15]) und mehr noch die Austreibung friedlicher deutscher Bürger, die schon am 10. August einen Anfang nahm und selbst durch einen Franzosen, leider vergebens, als Verletzung des Völkerrechts verurtheilt wurde.[16]) Was sage ich? Selbst noch in diesen Tagen der tiefsten Demüthigung stellt sich die französische Nation über das Völkerrecht und beansprucht für ihr Grundgebiet und ihre Hauptstadt eine Heiligkeit und Unverletzlichkeit, welche sie selbst für kein anderes Land und keine andere Stadt der Welt

anerkennen will und wodurch sie jeden Frieden unmöglich macht. Aber allen diesen Dingen gegenüber schliesst Europa die Augen und während seine Diplomatie nichts gethan hat, um den Krieg zu verhindern, hat sie sich jetzt unfähig gemacht, um etwas für den Frieden zu thun. Diess ist die verhängnissvolle Frucht der Verachtung des Rechts. Europa vergass, dass allein im Rechte sein wahres und dauerhaftes Interesse zu suchen ist und es steht nun, vom Rechte verlassen, der rauhen Wirklichkeit machtlos gegenüber.

Deutschland, von Niemanden unterstüzt, hat nunmehr eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Mit starker Faust hat es seinen Angreifer zu Boden geworfen, nun liegt ihm ob, denselben für sein Verbrechen zu bestrafen und die Wiederholung seines Unrechts für die Folge unmöglich zu machen. Wird es die besten Mittel anwenden, um diese Aufgabe zu lösen? Ich kenne nicht alle Verhältnisse, die ich nothwendig kennen müsste, um ihm seine wahren Pflichten vorzuhalten und die scharfe Linie seines Verhaltens vorzuzeichnen. Es übersteigt meine Kräfte, dem Sieger ein: Bis hieher und nicht weiter! zuzurufen. Nur diess eine Wort geziemt mir, und nicht allein mir, sondern allen denen, welche den Frieden und die Menschheit lieben: Mächtiger Sieger, unser Herz jubelt dir zu und wünscht dir Glück aber vergiss es nicht in der Aufregung deiner Siegesfreude, dass Frankreich durch Lüge und Unrecht gefallen ist, dass Deutschland nur durch Wahrheit und Recht gross bleiben kann! [17])

Diess ist die beste Lehre der Weisheit für alle Völker und für alle Menschen. Auch für Sie, niederländische Jünglinge, wird es gut sein, wenn Ihnen diese Lehre keinen Augenblick aus dem Sinn kommt. Was Sie an der Hochschule bilden müssen, das ist nicht nur Ihr Verstand, sondern auch Ihr Charakter; hier müssen Sie Männer werden. Und was ist es, das den Mann mehr schändet, als Unrecht und Lüge, beide die Folgen sittlicher Schwachheit und Verdorbenheit, welche mit der wahren männlichen Kraft in unversöhnlichem Streite ist? Darum, wenn Sie einst in der grossen Gesellschaft aufgetreten sind, für welche Sie sich hier vorbereiten, rufen Sie dann einander, rufen Sie Ihrem Vaterland und Ihren Zeitgenossen zu:

Wahrheit und Recht vor Allem!

ANMERKUNGEN.

[1]) (Seite 55). Will man wissen, wie in Frankreich über Gambetta geurtheilt wird, dann nehme man nur die Revue des deux mondes vom 15. März und 1. April zur Hand. Zuerst ist Paul Leroy-Beaulieu am Wort und nach ihm war die Zeit vom 5. November bis 28. Januar die traurigste für sein Vaterland. Es war, „als ob alle Plagen über Frankreich ausgeschüttet wären, in den grossen Städten die Missethaten einer cynischen Bevölkerung, die Raserei der Proconsuln, welche zich über alle Gesetze hinwegsetzten, die willkürliche Macht eines Dictators, der durch seine revolutionären Leidenschaften das Gleichgewicht verloren hatte." Bis zu dieser Zeit war zwar Erankreich ebenfalls in Verwirrung und der Willkür der Präfecten Preis gegeben, aber die allgemeine Regierung hatte doch noch einiges Mass zu halten gewusst, sie hatte die verfassungsmässigen Rechte nicht wikkürlich verletzt und sie fuhr auch nicht mit vollen Segeln in dass Fahrwasser der Revolution. Aber von diesem Tage an war das Land Zeuge der tollen Fahrt jener zügellosen Wildheit, welche den jugendlichen Dictator und seine Amtsgenossen charakterisirte.

Endlich, so fährt Leroy-Beaulieu fort, war Frankreich dieser wüsten und verzweifelten Dictatur mehr als müde; es war allen deutlich, dass die Regierung nicht einmal ihrer selbst mehr Herr war, dass unsere Leitsmänner durch revolutionäre Leidenschaften und durch das Ungestümm ihrer Umgebung die Fassung verloren hatten und dass ein Leben voll ermüdender Anstrengungen, voll schmerzlicher Enttäuschungen, voll Aufregung allerlei Art auch ihr sittliches Gefühl aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Diess ist auch der einzige Entschuldigungs-

grund, welchen ein unpartheiisches Urtheil bei einer solchen Reihe von Gewaltthätigkeiten in Betracht ziehen muss. Den zwanzig entnervenden Jahren des Kaiserreichs folgten fünf Monate von Willkür und demagogischer Unordnung, die Dictatur war in andere Hände gekommen, aber sie war noch viel schlimmer geworden. Dass die Absichten Gambettas lobenswerth gewesen, wollen wir glauben, aber nicht weniger wahr ist es, dass seine Regierung ebenso unglückliche als verderbliche Folgen hatte; die Präfecten der Republik übertrafen die des Kaiserreichs an Willkür so sehr, dass jeder Vergleich aufhört; ihre Anordnungen sind beispiellos in der Geschichte, sowohl zeitlich, als räumlich. Alle Missbräuche, alle Extravaganzen, die man in der gefallenen Regierung mit vollem Recht getadelt, traten nun schärfer als je hervor."

In der zweiten Nummer liest man in George Sand's Tagbuch vom 6. Februar: „Ich würde etwas darum geben, wenn ich wüsste, dass der Dictator seine Entlassung genommen hätte. Ich fieng an, ihn zu hassen, weil er so Viele zwecklos aufgeopfert hat; seine Bewunderer ärgerten mich, wenn sie mir bemerkten, dass er unsere Ehre gerettet habe; diese würde am besten ohne ihn gerettet werden. Wir sind gewiss berechtigt dazu, den Mann zu verfluchen, der sich uns als denjenigen vorgestellt hat, der uns zum Siege führen sollte und der uns nur zur Verzweiflung gebracht hat. Wir hatten das Recht, wenigstens einige Ideen bei ihm vorauszusetzen, aber er besass nicht einmal gesunden Verstand."

Die ganze Bemerkung im Texte (S. 55) bezieht sich auf Prof. Quack in Utrecht, den Vertreter der französisch gesinnten Parthei in Holland, der in einer Verherrlichung Gambettas das Schicksal angerufen, es möchte auch den Niederlanden, wenn sie je in solche Noth kommen sollten, ein Mann bescheert werden, wie Gambetta. (Anm. des Uebers.).

[2]) (S. 62) Die Antwort Dove's scheint in Dublin einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, wesshalb man auch die Sache nicht fortgesetzt zu haben scheint; denn weder unsere Akademie der Wissenschaften, noch unsere Hochschule hat eine Einladung zur Theilnahme empfangen.

[3]) (S. 69) Diese Bemerkung bezieht sich auf die gegenwärtige politische Lage in Holland, wo die conservative Parthei, ebenso

ihre Principien, wie ihre Vergangenheit verleugnend, eine Allianz mit den Ultramontanen geschlossen hat, diese in ihren anmassenden Forderungen unterstützt, namentlich denselben die Aufhebung der seiner Zeit unter Beihülfe der Conservativen zu Stande gekommenen konfessionslosen Schule in Aussicht gestellt hat, — Alles nur, um wieder an die Regierung zu kommen, welche sie 1868 den Liberalen hatte überlassen müssen. (Anm. des Uebers.)

[4]) (S. 84) Als Victor Hugo noch in einem seiner früheren Wahnsinnsstadien war, schrieb er über Paris folgende köstliche Phrasen:

„Palermo hat den Aetna, Paris den Gedanken; Konstantinopel ist näher bei der Sonne, Paris näher bei der Bildung; Athen hat das Parthenon gebaut, aber Paris hat die Bastille verwüstet.

„Immer zu wollen, das ist das Wesen von Paris. Ihr glaubt, dass es schläft; nein, es will. In Paris is der Wille permanent.

„Drei Strahlen sind im Idealen, das Wahre, das Grosse, das Schöne. Von Jerusalem strahlt Wahrheit aus, von Athen Schönheit, von Rom Grösse. Diese Städte sind untergegangen, aber sie leben fort in Paris. Paris ist die Summe dieser drei Städte, der Logarithmus der drei Bildungen in eine einzige Formel gebracht. Paris, die Stadt der revolutionären Offenbarung, ist das Jerusalem der Menschheit.

„Wir können uns die Bildung ohne ein Haupt nicht denken. Wir müssen eine Stadt haben, in der jeder Mensch Bürger ist. Die Menschheit hat einen Ausgangspunkt nothwendig.

„Die Saat der Idee auszustreuen, diess ist der Beruf von Paris. Alles, was hie und da in den Geistern aufflammt, ist das Werk von Paris. Diess ist seine Pflicht und es erfüllt sie; Erfüllung der Pflicht ist ein Recht.

„Paris ist der Mittelpunkt, in welchem sich das nervöse Leben der Welt concentrirt; wenn Paris zittert, zittern wir alle. Wenn Paris irrt, is diess ein schlechtes Zeichen für den Verstand im Allgemeinen, die Magnetnadel ist dann in Unordnung und eine Zeitlang schwankt der Fortschritt unsicher hin und her. Paris gibt Jedem, der es besitzt, die Herrschaft über die Welt; hat man sich seiner durch ein Verbrechen bemächtigt, dann ist die Welt dem Verbrechen unterworfen."

In diesem Wahnsinn hat nicht allein Victor Hugo gelebt, sondern ganz Frankreich. Ein deutscher Irrenarzt hat in einer kleinen, aber merkwürdigen Schrift darüber geschrieben, die ich den französisch Gesinnten in Holland sur Lectüre empfehle; ich meine nehmlich die kleine Schrift von Dr. Stark: „Die psychische Degeneration des französischen Volkes, ihr pathologischer Charakter, ihre Symptome und Ursachen. Ein irrenärztlicher Beitrag zur Völkerpathologie." Dieselbe wurde kürzlich in Stuttgart herausgegeben.

Aber — ich sage es Julian Schmidt nach — lassen wir Frankreich, lassen wir auch Victor Hugo nicht allzu streng verurtheilen. In ganz Europa gab es Menschen, welche den französischen Eigendünkel, hauptsächlich den von Paris, unaufhörlich gehegt und gepflegt haben. Was soll man von Heine sagen, der 1831 es wagte zu schreiben:

„Paris ist nicht nur die Hauptstadt von Frankreich, es ist die Hauptstadt der ganzen gebildeten Welt. Blickt auf alle berühmten und ausgezeichneten Männer, die hier einander begegnen, dann erkennt man Paris als das Pantheon der Lebendigen. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen und fröhlich bewegen sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Regierungsmänner stellen sich an, als ob sie nichts bezeichneten, aber das Volk ist gross und fühlt seinen erhabenen Beruf; die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so glänzend und heilig in das Grab gestiegen sind. Und dabei lacht und tanzt man überall, der leichte Scherz und der lustigste Spott blühen und da es eben Karneval ist, maskiren sich viele als Doctrinairs, machen ein spöttisches, pedantisches Gesicht und behaupten, dass sie vor Preussen bange seien.

„Sollte jemals der Gräuel geschehen, dass Frankreich, das Mutterland der Bildung und Freiheit, durch Leichtsinn und Verrath zu Grunde gienge, dass die Sprache der Potsdamer Junker wieder durch die Strassen von Paris gellen und schmutzige Teutonenstiefel wieder den heiligen Boden der Boulevards besudeln und das Palais-royal zum zweiten Male nach Juchtenleder riechen würde, dann würde es einen Mann geben, der alle Schlangen der Reue im Herzen und alle Flüche der Menschheit auf seinem Haupte trüge."

Ich will dem nichts mehr beifügen. Schande ruht auf dem Namen des Deutschen, der so von seinem Vaterland, so vom

grossen Befreiungskriege spricht. Kein Wunder, dass er, auf dessen Gesicht „geschrieben stand: du sollst keine andern Götter neben mir haben," vor Napoleon „vom Scheitel bis zur Sohle ein Gott" kniete; kein Wunder, dass er Wellington „das dumme Gespenst" nannte, ja ganz England verwünschte als das Land, für welches „das grosse Weltmeer nicht Wasser genug hat, um die Schande abzuwaschen, die ihm durch den grossen Todten vermacht wurde" und sich über die Zukunft freute, wo „kein Grossbritannien mehr ist, wo das stolze Volk zu Boden geworfen ist, die Monumente von Westminster vernichtet sind und der fürstliche Staub, den sie umschliessen, vergessen ist," kein Wunder endlich, dass er Waterloo „eine Schande für die Menschheit" genannt hat und von den Tagen träumte, an welchen „St. Helena das heilige Grab sein wird, zu dem die Völker des Orients und Occidents wallfahrten werden, um das Herz zu stärken durch grosse Erinnerung an die Thaten des Weltheilands, der gelitten hat unter Hudson Lowe, wie geschrieben steht in den Evangelien von Las Cases, O'Meara und Automarchi."

[5]) (S. 86) Denn diejenigen, welche zu dieser Klasse von Menschen gehören, sind in Frankreich ebenso friedeliebend als anderswo. Von ihnen gelten die Worte, welche König Wilhelm am 19. Juli zum Reichstag des norddeutschen Bundes gesprochen. Auch die besten und gebildetsten Blätter von Paris vertheidigten mit edlem Eifer bis zum Tage der Kriegserklärung den Frieden. In diesem Sinne wurden auch aus der Mitte der Demokratie viele Stimmen gehört. „Niemand will den Krieg" schrieb Michelet im Rappel, „und doch will man ihn führen und Europa in den Glauben bringen, dass wir ihn wollen. Diess ist eine That der Ueberraschung und des Betrugs. Millionen Bauern haben unlängst ihre Stimmen blindlings abgegeben. Warum? Weil sie einen Zusammenstoss zu vermeiden dachten, der ihnen Schrecken einflösste. War es damals ihr Wunsch, für den Krieg und für den Tod ihrer Kinder zu stimmen? Es ist entsetzlich, dass man ihre arglose Abstimmung missbraucht. Aber der Gipfelpunkt der Schande, der ärgste sittliche Tod würde es sein, wenn Frankreich gegen seine Gefühle und seine Interessen so mit sich spielen liesse. Veranstalten wir unsererseits ein Plebisscit und zwar ein ernstlich gemeintes; fragen wir den

Willen des Volkes, Stand für Stand, vom Reichsten bis zum Aermsten, vom vornehmsten Städter bis zum geringsten Bauern.... Frankreich wird mit uns eine Addresse der brüderlichen Gesinnung für Europa und der Achtung vor der spanischen Unabhängigkeit unterzeichnen. Erheben wir die Fahne des Friedens! Krieg gegen alle, welche für den Krieg sind!" Und wer denkt nicht an das Manifest von mehr als dreihundert Arbeitern, welches zuerst in den Reveil aufgenommen wurde?

Machte König Wilhelm in seiner Thronrede vom 19. Juli einen Unterschied zwischen dem französischen Volk und den Machthabern in Frankreich, so war am folgenden Tage diese Unterscheidung in der Antwort des norddeutschen Reichstages etwas genauer: „Ein durch Missgunst und Ehrsucht auf den Irrweg geführter Theil des französischen Volkes wird zu spät einsehen, welche Noth für alle Völker aus dem blutigen Streite entsteht; dem ruhigen Theile des Volkes ist es nicht geglückt, ein Verbrechen zu verhüten, welches gegen das Wohl Frankreichs und das brüderliche Zusammenleben der Völker gerichtet ist."

[6]) (S. 87) Deutschland hat gethan, was schon vor Jahrhunderten durch Frankreich gethan worden war. In seiner Rede vom 15. März 1867 sagte Garnier-Pagès: „Warum Deutschland das Recht bestreiten, um auf seinem Boden dasjenige zu thun, was wir uns auf unserem eigenen von Niemand verbieten liessen?" Aber man scheint Deutschland jedes Recht zu missgönnen, welches man andern Staaten bereitwillig zuerkennt. Auch in Holland hat man die Einheit von Italien freudig begrüsst, dagegen die von Deutschland als Unrecht und Verbrechen bekämpft. Gegen die Entthronung der kleineren italienischen Fürsten hatte man nichts einzuwenden, aber für Hannover, Nassau und Hessen war man voll Mitleid. Deutschland hätte sich mit dem deutschen Bund begnügen sollen, derselbe war zu seiner Vertheidigung genügend! Deutschland allein sollte sich im Besitze seiner kleinen Staaten glücklich fühlen und man fand plötzlich nicht Worte genug, um alle die Segnungen zu preisen, die für Kunst und Wissenschaft, für Aufklärung und Bildung, für Freiheit und Gott weiss was sonst noch aus diesen kleinen Staaten, besonders aus ihren Hauptstädten, den Brennpunkten von Licht und Leben, aus-

gehen müssten. Dass aber in allen Ländern, in Frankreich und Italien nicht allein, sondern ebenso in England, Spanien, Holland, Russland und überall, die kleinen Souveränitäten sich in die grosse Souveränität der Nation auflösten und dass erst mit dieser Auflösung die Grösse des Volkes ihren Anfang genommen hat, dagegen hatte man seine Augen geschlossen. Ein Gesetz der Volksentwicklung, das überall seine Kräfte geäussert hat, musste für Deutschland allein wirkungslos bleiben!

[7]) (S. 88) Wie tief dieser kriegerische Geist im französischen Charakter sitzt, hat Niemand mehr bewiesen, als Ollivier, der auch in unserem Vaterlande verherrlicht wurde, von dem aber die Wiener „Neue freie Presse" mit Recht die Beschreibung gibt: „Der abtrünnige Republikaner, der Ueberläufer aus der demokratischen Parthei, hat jetzt nicht nur die Freiheit, sondern auch den Frieden verrathen und verkauft, nachdem er sich Jahre lang für seinen wärmsten Anhänger ausgegeben hatte." In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. März 1867 hatte sich dieser leichtsinnige Mann folgendermassen ausgelassen: „ich glaube, dass Niemand in Europa Frankreich bedroht, ich glaube, dass die deutsche Einheit eine Thatsache ist, aber keine Gefahr, und dass die Einheit von Italien, die ihr vorangieng und sie vorbereitete, sie im Gleichgewicht hält und Alles wegnimmt, was sie etwa für uns Beunruhigendes haben könnte.... Der Neid darf nicht das Princip der Politik eines Landes wie Frankreich sein, wir dürfen unsere Ehre nicht darin suchen, die Kleinen zu verhindern, gross und die Grossen noch grösser zu werden." Warum hatte er diess Alles Mitte Juli vorigen Jahrs vergessen? Wäre er seiner früher gepredigten Lehre treu geblieben, so hätte er die Worte, welche jetzt der englische Spektator sagt, zu den seinigen machen können: „Nichts ist schändlicher, als die Behauptung: je blühender und stärker ein anderer Staat ist, desto mehr sind wir verpflichtet, ihn anzugreifen." Leider hatte er seit langer Zeit keine andere Triebfeder mehr, als den Ehrgeiz, der ihn an die Regierung brachte und der ihm den Besitz der Macht oder vielmehr den Schein der Macht unter einem Napoleon, unter der Herrschaft der Theorie des Plebisscits und unter der Beibehaltung einer Kammer, deren Zusammensetzung aller Freiheit Hohn sprach, als das Ziel seiner Wünsche erscheinen liess.

[8]) (S. 88) Es ist sogar noch die Frage, ob, wenn der König von Preussen anders gehandelt hätte, Frankreich zufrieden gewesen wäre. Aus dem Schreiben des Moniteur vom 9. Juli würde wenigstens das Gegentheil folgen: „Nachdem die preussische Regierung vier Jahre lang unsere und Europas Geduld verhöhnt hatte, hat sie jetzt alle erlaubten Grenzen überschritten. Jezt ist der Verzicht des Prinzen Leopold auf den spanischen Thron nicht mehr genügend.... Das Geringste, was wir verlangen müssen und was uns im gegenwärtigen Augenblick befriedigen kann, ist die vollständige Ausführung des Prager Friedens nach Geist und Wortlaut, d. h. die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz, die noch zum Süden gehört, das Aufgeben alles militärischen Einflusses auf dieser Seite des Rheines und die Regulirung des fünften Artikels mit Dänemark. Diess sind die einzigen Bürgschaften, die uns zufrieden stellen können; verweigert man sie uns, dann können unsere Forderungen nur grösser werden."

[9]) (S. 88) Wie viel Grund Preussen zur Dankbarkeit hatte, ergibt sich aus der Rede vonThiers am 14. März 1867. Es waren, sagte er, drei Chancen für den Ausgang des Krieges zwischen Preussen und Oesterreich: 1.) Der Sieg Oesterreichs. 2.) „Dass Oesterreich und Preussen, beide gleichmässig erschöpft Friede schliessen würden; diese Chance war die wahrscheinlichste. 3.) Eine dritte Hypothese, welche sich verwirklicht hat, die aber am wenigsten vorauszusehen war, war die, dass Preussen glänzend siegen würde." Nach Ollivier (in seiner Rede vom 15. März 1867) „hat Oesterreich den Krieg gewollt.... weil es nicht im geringsten daran zweifelte, dass es mit Leichtigkeit über die ungeübten Bataillone der Landwehr siegen werde."

[10]) (S. 89) Schon am 7 Juli las man im französischen Moniteur, dem Organe Olliviers, die Worte: „Die Erklärung des Ministers des Auswärtigen wurde in allen Schichten der Gesellschaft mit grosser Begeisterung und einem Gefühl von Vaterlandsliebe, die sehr leicht zu begreifen ist, begrüsst. Obwohl Frankreich vom Bedürfnisse nach Frieden durchdrungen ist, so befindet es sich doch seit einigen Jahren unter einem peinlichen Druck. Es wäre für Preussen eine Kleinigkeit gewesen, das französische Volk, welches sich in seiner Grossmuth dem

berechtigten Ehrgeiz seiner Nachbarn nicht widersetzte, entweder durch eine kleine Grenzrektifikation oder durch die Ueberlassung von Luxemburg zu befriedigen. Frankreich war geduldig; aber der Becher ist jetzt zum Ueberlaufen voll u. s. w." Und noch viel treffender ist die Erklärung von Thiers in seiner bekannten Rede vom 14. März 1867. Frankreich würde am besten daran gethan haben, wenn es den Krieg zwischen Preussen und Oesterreich verhindert hätte. Und warum? Weil für Frankreich „nicht die geringste Aussicht auf Vortheil, und besonders nicht auf Gebietserweiterung bestand. Wenn es in Deutschland eine Leidenschaft gibt, so ist es die, um selbst das kleinste deutsche Dörfchen zu behalten. Wer auch der Sieger sein möchte, immer würde er ein Deutscher sein und ihr habt erfahren, was euch Preussen, welches doch am ehesten in der Lage gewesen wäre, ein Opfer zu bringen, am Tage nach Sadowa gesagt hat: Nein, ich kann, ohne mich in den Augen Deutschlands zu erniedrigen, nicht das kleinste Stück des vaterländischen Bodens abtreten. Der Krieg gestattete uns also nicht die mindeste Aussicht auf einige Gebietsvergrösserung." Sehr merkwürdig sind die Worte, welche das Journal des Débats am 16. März über diese Rede sagte: „Durch eine glückliche Inconsequenz hat Thiers seiner kriegerischen Rede einen friedeliebenden Schluss gegeben." Das Journal kannte ihn als den ärgsten Chauvinisten recht gut und sagte desshalb auch: „In seiner Rede vom 14. März finden wir, wie in seinen Schriften, immer dieselbe kriegerische Aufregung und dieselbe Neigung, um Kraftäusserungen über Alles zu bewundern."

[11]) (S. 89) Es gibt kein Volk, das so leicht zu einer Revolution und zu einem Aufruhr kommt, als das französische. Wäre der Krieg bei denen, welche in Paris den Ton angeben, wäre er besonders in den grossen Städten, Paris obenan, mit dem Volkswillen im Streite gewesen, so würde der Aufstand nicht ausgeblieben sein. Aber statt Revolution herrschte Begeisterung und Beifall. Im Hinblick darauf konnte Napoleon auch an den gesetzgebenden Körper die Worte richten: „Ein Krieg ist berechtigt, wenn er mit Zustimmung des Landes und mit Billigung seiner Vertreter unternommen wird..... Wir haben Alles, was von uns abhieng, gethan, um ihn zu vermeiden, und ich darf sagen, dass es die ganze Nation ist, welche

unsern Beschluss durch ihren unwiderstehbaren Drang dictirte."

Man hat über die Frage, wer schuldiger wäre, das französische Volk oder der fransösische Kaiser, schon viel geschrieben. Die Thatsache allein, dass diese Frage nur gestellt wird, führt mit Nothwendigkeit dazu, an die Schuld beider zu denken. Ueber den Kaiser, bei dem die Entscheidung stand und der Deutschland gegenüber denselben Weg hätte betreten müssen, den er England gegenüber eingeschlagen, kann nicht streng genug geurtheilt werden. Doch lässt sich ebensowenig bestreiten, dass der Kaiser persönlich nur geringe Neigung zum Kriege, dessen Gefahren ihm nicht unbekannt waren, in sich verspürte. Als England zu Gunsten Dänemarks seine Hülfe gegen Deutschland verlangte, liess er seinen Minister Drouyn de Lhuys am 26. Januar 1864 antworten, dass für England, das so weit von Schleswig Holstein entfernt sei, der Krieg ein ganz ungefährliches Spiel wäre, dass sich diess aber hinsichtlich Frankreichs ganz anders verhalte. „Das deutsche Grundgebiet," so lesen wir hier, „grenzt an das französische und ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich würde einer der gefährlichsten und gewagtesten Kriege sein, welche Frankreich unternehmen könnte.... Desshalb kann sich auch die französische Regierung zu Gunsten Dänemarks zu nichts verbindlich machen." Nunmehr wissen wir von Bismark, dass im August 1866 der französische Gesandte im Namen seines Kaisers und unter Androhung des Krieges die Abtretung von Mainz forderte, dass aber der Kaiser auf die erfolgte Weigerung selbst auf den Krieg verzichtete und erklärte, dass die Instruktion seines Gesandten ihm während seines Krankseins abgezwungen wurde. Später sollen die Berichte des Obersten Stoffel einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, der tief genug gewesen sein muss, um daraus das Zaudern und die Unschlüssigkeit desselben zu erklären, wovon wir in der letzten Hälfte des Monats Juli mit Staunen Zuschauer waren. Während man desshalb auch in Deutschland seit Jahren auf die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich rechnete, setzte man seine Hoffnungen, dass diese Furcht beschämt werden möge, noch am ehesten auf den Kaiser selbst. In der unpartheiischen und vortrefflichen Abhandlung von v. Treitschke über das französische Staatsleben und den Bonapartismus lesen wir am Schlusse: „Wir bezweifeln, ob der preussische Adler wohl seinem letzten Stündlein so nahe

ist, und Napoleon III. theilt diesen Zweifel schon deutlich genug. Die Selbstbeherrschung und die Weisheit des Kaisers sind noch immer in Frankreich unsere besten Bundesgenossen. So tief ist dieser Mann von Bedeutung doch noch nicht gesunken, dass er die furchtbaren Gefahren eines Krieges mit Deutschland übersehen sollte. Es sind wahrlich seine Freunde nicht, welche das Kriegsgeschrei lauter als alle erheben; nicht bei einem Thiers und einem Jules Favre und den andern falschen Götzen einer unüberlegten öffentlichen Meinung ist der Rath zu suchen, der Frankreich vortheilhaft sein kann. Der Kaiser hat in den Ebenen der Lombardei gelernt, dass das Talent eines grossen Feldherrn ihm nicht gegeben ist und dass auch seine Körperkraft einem zweiten Feldzug kaum mehr gewachsen sein dürfte. Für das Haus Bonaparte ist ein französischer Marschall, der siegreich vom Rhein zurückkehrt, beinahe eben so gefährlich, als ein preussischer Feldherr, der zum dritten Male in Paris einzieht. So stehen wir in diesem Augenblick: jeder neue Tag des Friedens sichert die Ruhe Europa's und hängt diese noch immer an dem unberechenbaren Spiele der politischen Kräfte in Frankreich. Musste der Kaiser um der Ultramontanen willen das Schwert gegen Italien ziehen, so können ihn auch jetzt die zunehmenden Verlegenheiten der innern Politik in die Arme der Chauvinisten führen und zu einem Raubzug gegen Deutschland verleiten. Nach siebzehn Jahren angestrengter Arbeit hat er es so weit gebracht, dass seine Regierung im eigenen Lande und draussen aufs Neue einem ebenso allgemeinen Misstrauen begegnet, als nach dem zweiten Dezember. Die Kränklichkeit des französischen Staates hat für unsern ganzen Welttheil einen Zustand banger Spannung hervorgerufen, der mit unserem hochgebildeten Jahrhundert nicht übereinstimmt. Noch einen Schritt weiter und der Name Napoleons III. kann bei unsern Nachkommen in einen schlechteren Geruch kommen, als er verdient."

[12]) (S. 90) Wer dachte in Frankreich nach der Niederlage bei Sedan an Frieden? Man war zu voll von den Siegen, welche die Republik erfechten sollte, um dem Feinde nur in etwas nachzugeben. Ich spreche nicht einmal von einem Journalartikel im Constitutionel vom 26. September, wo man die Tollhaussprache hört: „In gleicher Anzahl, ja selbst eins gegen zwei fordern wir den Feind heraus, der noch keinen einzigen

Sieg über uns davongetragen hat, aus welchem die wirkliche Ueberlegenheit des einen Volkes über das andere hervorgehen könnte;" denn in diesem Artikel sprach man schon von bestimmten Friedensbedingungen, die man für unannehmbar erklärte, nehmlich die Abtretung von Elsass und Lothringen und die Uebergabe von Strassbùrg, Toul und des Mont Valerien; sondern ich spreche von der officiellen Erklärung der Regierung gegen jede andere Friedensbedingung als pekuniären Schadenserzatz. So wurde am 20. September durch die Regierung die Proclamation ausgefertigt: Man hat das Gerücht verbreitet, dass die Regierung die Politik aufgeben will, welche sie auf ihren Posten der Ehre und der Gefahr gerufen hat. Diese Politik ist die, welche in den Worten ausgedrückt ist: keinen Fuss breit von unserem Gebiet und keinen Stein von unsern Festungen. Die Regierung wird diese Loosung für immer festhalten." In dem Bericht, den Jules Favre am 21. September über seinen Besuch im preussischen Hauptquartier gab, sagt er von dem Zeitpunkt nach dem Sturze Napoleons: „Nie war der Zustand fürchterlicher, doch flösste er dem Lande keinen Gedanken von Schwachheit ein und wir glaubten, die treuen Dolmetscher desselben zu sein, als wir klar und deutlich die Bedingung stellten: Kein Fuss breit unseres Grundgebietes und kein Stein von unseren Festungen! Hätte Preussen auf der Grundlage einer Geldentschädigung unterhandeln wollen, dann wäre der Friede geschlossen worden" Dass Deutschland mehr als eine Geldentschädigung für das, was geschehen, dass es Bürgschaften für die Zukunft nöthig hatte und nicht zum zweiten Male einen solchen Krieg führen wollte, wenn es auch zum zweiten Male des Sieges wieder sicher wäre, konnte der französische Staatsmann allerdings nicht begreifen. Er glaubte, dass Deutschland mit seinem Machtspruch: „Ich stehe für Frankreichs friedeliebende Gesinnung ein," ein Machtspruch, der eben so viel Werth hatte, als seine grossen Worte: „In Paris ist kein Pöbel, sondern eine verständige und treue Bevölkerung" sich zufrieden geben musste. Wie schmählich setzt die Geschichte solche Staatsmänner zurecht; sie kennen ihr eigenes Land, ja ihre eigene Stadt nicht und wollen das Loos der Welt bestimmen!

Es gelüstet mich, hier noch eine kleine Probe zu geben, zum Beweise, wie wenig der französische Hochmuth das ruhige Nachdenken über den Frieden zuliess. Im Constitutionel vom

12. August las man: „Wir werden siegen, wir werden den Feind hinaustreiben, diess ist nicht nur eine Hoffnung, diess ist sicher und gewiss.... Wer er wagt, das Wort Friede auszusprechen, ehe wir gesiegt haben, der wird als Landesverräther aus dem Lande verjagt, Frankreich nimmt den Frieden nicht an, es legt den Frieden auf oder es lässt sich denselben diktiren." Was sollte man auch an Frieden denken, wo man des entscheidenden Sieges sicher war? „Ich habe," schreibt Charles Dollfus am 21. August aus Mühlhausen an den Temps, „das vollste Vertrauen auf den Sieg und ich zweifle nicht, dass der Feind, dem unsere Regierung aufs Neue die Thore von Frankreich geöffnet hat, bald wieder über die Grenzen gejagt sein wird."

Dachte man so noch im August unter dem abbröckelnden Kaiserreich, um wie viel höher musste das Vertrauen steigen, als das Kaiserreich verendet und die Republik geboren war, die Republik, welche Carnot's Zeit wieder herbeiführen sollte und deren Name allein, wie das schönste Zauberwort, Legionen aus dem Boden stampfen und selbst Fremde als Bundesgenossen nach dem freien Frankreich herbeirufen würde. Nimmt man zu dieser Selbsttäuschung noch die Ueberzeugung, das der Feind weder Metz noch Paris einnehmen könne, das unerschütterliche, ja steigende Vertrauen auf Bazaine, auf Vinoy, auf Trochu, auf Gambetta, und es wird nur noch ein lächerlicher Traum, dass die Republik den Frieden mit einem Feinde begehren sollte, der seinen Fuss noch auf Frankreichs heiligen Boden gesetzt hatte. An Frieden fiel nicht zu denken, ehe sich die Republik ebenso unmächtig gezeigt hatte, als das Kaiserreich und die heilige Stadt Paris, tief gedemüthigt, sich in den Händen der Deutschen befand.

[13]) (S. 91) Frankreich vermochte diess natürlich nicht einzusehen. Frankreich kennt nur Ein heiliges Grundgebiet, das französische, nur Eine heilige Stadt, Paris, nur Einen heiligen Krieg, den, der von Frankreich ausgeht. Nicht erst nach dem Ereigniss von Sedan beschuldigte es die Deutschen des grössten Unrechts, weil sie den französischen Boden nicht sofort nach der Gründung der heiligen Republik voll Schaam und Reue verlassen hatten; nein, schon von Anfang an wurde dem Fremden der Vorwurf gemacht, dass er es gewagt hatte, den bar-

barischen Fuss auf französisches Terrain zu setzen. Er hätte in seinem eigenen Lande bleiben, den Angriff vielleicht zurückschlagen, aber nie auf französisches Gebiet dringen sollen. Dass Frankreich den Krieg begonnen und nun auch die Folgen seines Verbrechens tragen musste, wer sollte daran denken? Schon in der ersten Hälfte des August schrieb die France die bezeichnenden Worte: „Was ist der gegenwärtige Krieg für Frankreich? Ein Krieg zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes. Was ist er für Preussen? Ein Invasions- und Eroberungskrieg. König Wilhelm behandelt die Landstriche, welche durch seine Truppen besetzt werden, als erobertes und annektirtes Land.... So sind wir denn plötzlich wieder hundert Jahre zurückgegangen, in die dunklen Tage des rohen Krieges versetzt, der sich als brutale Besetzung und Unterdrückung zeigt..... Sollen alle Principien des Fortschrittes und der Entwicklung, welche Frankreich repräsentirt, abgeschwächt und vernichtet werden? Dann würde auf den Ruinen unserer demokratischen Einrichtungen das Lehensrecht wieder erstehen, das Recht der Eroberung in seiner herausforderndsten Gestalt. Das ist es, was uns bedroht." Kein Wunder, wenn ein Franzose so schrieb. Wer war denn in Frankreich im Stande, anders zu denken und zu schreiben? Aber dass man auch anderswo, dass man auch bei uns so denkt und schreibt, dass man ganz vergessen zu haben scheint, wer den Krieg begonnen und alle Vermittlungsversuche der Mächte, obwohl sie durch den Tractat von 1857 vorgeschrieben waren, von der Hand gewiesen und — wie sich die englischen Blätter ausdrückten — das schwerste Verbrechen dieses Jahrhunderts begangen hat, dass man auch bei uns, ganz gleichgültig gegen die Gegenwart, noch immer für Frankreich begeistert ist, weil es vor mehr als achtzig Jahren „politische Ideen angab, die ganz Europa zum Vortheil und zum Segen gereichten, Ideen, die noch nicht verwirklicht werden konnten, die aber für Alles, was edel und frei sich denkt, auf dem dunkeln Pfade der Politik eine leuchtende Fackel sein werden," (Prof. Quack in der „Nieuwe Rotterdamsche Courant"), diess übersteigt alle Begriffe. Frankreich alle seine spätern, auch seine jetzigen Sünden zu vergeben, allein, weil es im Jahr 1789 Ideen verkündete, welche noch nicht verwirklicht werden konnten, wer sollte diess die wahre Politik nennen dürfen? — Ich kann hier übrigens die Frage

nicht zurückhalten: ist man gerecht gegen England, America und Holland, wenn man diese Ideen ausschliesslich Frankreich verdanken will und in der Geschichte nicht weiter zurückgeht, als bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts? Beurtheilt man den Gang der Ereignisse nicht falsch, wenn man vergisst, dass Frankreich, ehe es als Lehrmeister auftreten konnte, auch Schüler gewesen ist und dass Vieles, was in und selbst durch Frankreich jetzt noch nicht realisirt werden konnte, anderweitig damals schon selbständig erfunden, vorher oder nachher verwirklicht, und was mehr sagt, nachher nicht wieder durch rohe Gewalt vernichtet und rückgängig gemacht wurde? Endlich: wenn man für die Ideen, welche von Paris ausgiengen, eine so übertriebene Dankbarkeit hegt, warum is man dann gegen so manche andere Idee blind, die auch von dieser Stadt ausgieng und die uns an eine eigenthümliche Auffassung der Gleichheit und Bruderschaft erinnern, z. B. die Idee, dass Eigenthum Diebstahl ist u. dgl , was gewiss „keine leuchtende Fackel auf dem dunklen Pfade der Politik ist.” Ja, hat man die hochgerühmten Ideen von 1789 sich auch schon näher angesehen und die eine mit der andern verglichen? Hat man das treffende Wort: „Was man gedankenlos mit der Phrase *Ideen von* 1789 andeutet, war in der That ein trüber Mischmasch despotischer und liberaler Gedanken, die einander gegenseitig ausschlossen,” schon widerlegt?

[14]) (S. 91) Bei uns scheint man Alles zu glauben, was von fränzösischer Seite zum Nachtheil der Deutschen erzählt wird; was die Deutschen von den Scheusslichkeiten der französischen Kriegführung erzählen, wird am liebsten verschwiegen.

Es würde mich geringe Mühe kosten, die Unwahrheit mancher französischen Beschuldigung genügend zu beweisen. Von Zeit zu Zeit haben es die Deutschen selbst gethan, wenn die Namen der Ankläger der Beschuldigung einiges Gewicht zu geben schienen; es würde mich ebenso wenig Mühe kosten, manche nicht bestrittene und an sich selbst tadelnswerthe Handlung durch die Umstände, die ihr vorhergiengen und sie veranlassten, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch genügend zu entschuldigen; gegenüber jeder scheinbar gut verbürgten Erzählung von französischer Seite könnte ich eine nicht minder verbürgte Erzählung von deutscher Seite über die Misshandlung von Kriegs-

gefangenen, selbst von Kapitainen und Mannschaften weggenommener deutscher Kauffahrteischiffe stellen, ich könnte auf die edlen Armeebefehle hinweisen, z. B. von Prinz Friedrich Karl und von Steinmetz vom 6. August, in welchen sie ihre Soldaten ermahnen: „doch überall zu zeigen, dass sie zu einem gebildeten Heere gehören, von dem jedes Mitglied nicht nur den Ruhm, sondern auch die Ehre des ganzen Vaterlandes handhaben muss, und sich überall durch ein sittliches und freundliches Betragen, durch Mässigung und durch Achtung des fremden Eigenthums bei Freund und Feind auszuzeichnen," auf die schönen Worte: „Zeigt, dass in unserem Jahrhundert zwei gebildete Völker selbst im Kriege das Gebot der Menschlichkeit gegeneinander nicht vergessen; denkt immer, wie es euren Eltern in unserem Lande zu Muthe wäre, wenn ein Feind unsere Gegenden überströmte; lasst die Franzosen sehen, dass das deutsche Volk nicht allein gross und tapfer, sondern auch sittlich und dem Feinde gegenüber edelmüthig ist. Der friedliche Bürger und Bauer stehen unter dem Schutze der Menschlichkeit und der preussischen Mannszucht weder die eine noch die andere werdet ihr durch Ueberschreitungen, die eure Anführer nie dulden werden, verleugnen"; auf die edlen Ermahnungen Gustav Freitags in der sechsten Ablieferung der Zeitschrift: „Im neuen Reich," in welchen er an die deutschen Soldaten viel höhere Anforderungen stellt, als an die eines andern Heeres — ich könnte an diess Alles erinnern, um zu zeigen, wie jede Ueberschreitung des wahren menschlichen Kriegsrechtes von den Führern des deutschen Volkes aufs strengste verurtheilt wurde. Ich könnte ferner dem gegenüberstellen, was Freitag in der genannten Abhandlung anführt: „Französische Generale durften es beim Ausbruche des Krieges wagen, in ihren Armeebefehlen ihre Soldaten durch die Aussicht auf Plünderung in Feindes Land anzufeuern; französische Kriegsschiffe haben deutsche Waaren als Beute mitgenommen und Kauffahrteischiffe in offener See verbrannt und das Entfesseln des Volkskrieges durch undisciplinirte Banden hat in nicht wenigen Gegenden von Frankreich die Voraussetzungen aufgehoben, unter welchen Schonung des Privateigenthums im Kriege möglich ist." Ich könnte auch darnach fragen, wie die Franzosen ihre eigenen Verwundeten, die Officiere ihre eigenen Soldaten behandelt haben und wie beschaffen die Einrichtung der Krankenpflege

war, um daraus einen wahrscheinlichen Schluss über die Art und Weise ihres Verhaltens gegen den Feind zu ziehen. Und nicht minder könnte ich endlich fragen, von welcher Seite wir seit Juli Lügen, von welcher Wahrheit zu hören gewohnt sind. In Frankreich ist die Lüge das tägliche Brod geworden und von Anfang an bis auf den heutigen Tag hat dieser Lügengeist einen der fruchtbarsten Stoffe in den Gräueln gefunden, welche der Feind verübt haben sollte. Man lese nur die Berichte, welche jetzt aus Paris kommen, und lächelnd muss man den Kopf schütteln über die barbarische Behandlung der Gefangenen in Versailles, denen nicht nur die Kleider, sondern sogar die Ohren vom Leibe gerissen werden! So belügen sie ihre eigenen Landsleute und ihre eigene Regierung, so haben sie gegen die Deutschen von Anfang an gelogen. Anfangs August las man im „Le Public," dem Organe Rouher's: „Zu den Waffen, zu den Waffen! Wir sind besiegt, aber wie haben unsere Soldaten gefochten! Zuerst einer gegen fünf und als er dann die fünf wilden Doggen todtgeschlagen hatte, dann kamen fünf andere und immer mehr .... Unsere Rache soll glänzend sein! Gott ist sie uns schuldig. Bis zu diesem Tag der Rache wollen wir uns merken, wie die Feinde ihren Sieg benützen. Ueberall, wo sie sich zeigen, sengen und brennen sie, überall, wohin sie kommen, morden sie, sie ermorden die Verwundeten und verbrennen die Ambulanzen, sie ermorden die Kinder und schänden die Frauen, sie ermorden die Greise und stecken die Häuser in Brand. Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen mästen sie sich bis zum Krankwerden mit Blut. Im Augenblick schlafen sie den Rausch des Blutes und der Vernichtung aus. Wir haben unsere Gattinnen und Kinder, Frauen und Greise zu rächen. Rache ohne Mitleid! Rache ohne Gnade!" Diese Narrenhaussprache war die würdige Einleitung zu allem, was man den Deutschen in die Schuhe schieben wollte, eine Aufgabe, die man auch jetzt noch meisterhaft erfüllt. Selbst jetzt noch wird uns van Pigeonneau allen Ernstes erzählt, dass Bismark aus seiner Wohnung in Versailles eine werthvolle Standuhr und ein damastenes Tafeltuch gestohlen habe! Diess steht — wer sollte es für möglich halten? — in der Revue des deux Mondes vom 1. April Seite 487 zu lesen. Es passt diess ganz gut zu dem neulich der Times gesandten Bericht, dass der deutsche Kaiser dem Eigenthümer seiner Wohnung Hausgeräthe ge-

nommen und in seinen Palast nach Berlin gesendet habe!

Ich könnte in dieser Weise noch Mehreres zum Vortheil der Deutschen und zum Nachtheil der Franzosen anführen, aber ich will diesen Weg nicht wählen, weil es nicht der rechte ist. Mit solchen unzusammenhängenden Thatsachen, die von der einen Seite angeführt und von der andern dem Gegner zugeschrieben werden, erbittert, aber überzeugt man nicht. Jede Erzählung überdiess lässt rechtmässige Zweifel zu und kann nicht mit genügenden Beweisen belegt werden; denn ein Bericht aus dritter oder vierter Hand hat nicht viel Werth. Ich glaube selbst, dass unter diesen Berichten verschiedene sind, die, wenn sie auch nicht bewiesen werden können, doch wahr sind; dass aus verlassenen Wohnungen, besonders in der Umgegend von Paris, mancher Gegenstand von Werth verschwunden ist und dass das Eigenthum der geflohenen Besitzer nicht immer geschont wurde, lässt sich ebenfalls vermuthen. Denn es lässt sich doch nicht denken, dass der Krieg auf Niemand unter 800,000 Soldaten einen verderblichen und verwildernden Einfluss ausgeübt habe, um ganz davon zu schweigen, dass unter so vielen Menschen nicht wenige sind, welche schon von Hause tadelnswerthe Begriffe über die Heiligkeit fremden Eigenthums mitgebracht haben. Aber beweist diess eine unmenschliche Art der Kriegführung? Folgt daraus die Corruption und die Verwilderung eines ganzen Volkes? Was würde aus der Naturwissenschaft, was würde aus allen Wissenschaften werden, wenn man das Recht hätte, allgemeine Grundsätze auf so unsicherem Boden aufzustellen?

Ich glaube, es ist verständiger und stimmt auch mit den Forderungen der wahren Wissenschaft mehr überein, dass wir alle diese besondern Berichte, von welcher Seite sie auch kommen mögen, ganz ruhig bei Seite legen und — wie ich es ebenfalls gethan — uns nur an die Thatsachen halten, welche von der gesetzlichen Autorität ausgiengen und desshalb auch weder bestritten werden können, noch der Schlechtigkeit Einzelner oder einer kleinen Truppe, vielmehr der augenblicklichen Aufregung und Erbitterung zuzuschreiben sind.

[15]) (S. 91) Mit welch' scharfem Blicke sahen besonders die französischen Blätter die Gräuel voraus, die man von den Turcos zu erwarten hatte und mit welchem Eifer munterten sie

letztere geradezu auf. „Lasst euch den Mund wässern, ihr Turkos; es gibt etwas zu beissen und dieses Mal wird man euch wahrlich keinen Maulkorb anlegen" mit dieser viehischen Sprache trieb man diese Thiere in den Kampf. Es eckelt mir, näher darauf einzugehen, was diese Bestien in dem eroberten Deutschland Alles thun sollten; es ist ebenso eckelhaft, als der Rath des Charivari hinsichtlich des Gebrauchs, den man von den Pariser Strassendirnen machen sollte, wobei man auf das Heer der Portugiesen vor Madrid unter der Regierung von Philipp V. hinwies! Ich will meine Leser mit einem solchen viehischen Gegenstand verschonen, sollte es aber später nothwendig werden, noch Proben zu liefern, so habe ich diese bei der Hand.

Wie ist es möglich, mit einer solchen Sprache vor Augen, welche in viel gelesenen Tagblättern sich vernehmen lassen durfte, ohne dass sie durch Jemand gebrandmarkt wurde, das französische Volk immer noch als die „liebenswürdigste Aeusserung des menschlichen Geistes" darzustellen? (Prof. Quack in der „Nieuwe Rotterdamsche Courant.")

[16]) (S. 91) Ueber die Verbannung der Deutschen aus Frankreich finde ich die erste Notiz in einem aus Strassburg an die Frankfurter Zeitung vom 17. Juli datirten Briefe; es heisst darin: „Alle deutschen Arbeiter sind verjagt." Einen Tag später las man in der Indépendance Belge: „In Paris versicherte man, dass alle preussischen Unterthanen aus Frankreich verbannt seien. Man muss bis zu den ersten Kriegen dieses Jahrhunderts zurückgehen, um ein Beispiel einer ähnlichen Grausamkeit zu finden. Selbst im Krimkriege haben die Russen, welche in Frankreich wohnten, das Recht behalten, um hier ruhig wohnen bleiben zu dürfen." Dieses Gerücht war damals noch sehr übertrieben; die Austreibung galt noch allein den preussischen Consuln und einigen Correspondenten deutscher Blätter. Das Journal officiel vom 21. Juli sprach es selbst als den Willen des Kaisers aus, dass die Deutschen in Frankreich ihren Wohnsitz behalten könnten, solange ihr Betragen keinen Grund zu Klagen geben würde. Und doch, die Blätter der kaiserlichen Regierung sollten bald darauf in den Ton der andern Journale verfallen, von denen die Aufreizung gegen die Deutschen schon ausgegangen war. Ehe noch die Kriegserklärung in Paris übergeben war, schrieb die France: „Während

in Frankreich die preussischen Unterthanen sich fortwährend in Sicherheit und Ruhe befinden, sind die in Preussen sich aufhaltenden Franzosen gezwungen, in Folge der schlechten Behandlung, welche sie überall erfahren, Alles zu verlassen." In den ersten Tagen des August las man im Journal officiel: „Die Franzosen, welche aus Baden verjagt wurden, sind bis an die schweizerische Grenze, wohin sie gefesselt gebracht wurden, der empörendsten Behandlung ausgesetzt gewesen. Verschiedene derselben wnrden ihrer Effecten beraubt und wurden gezwungen, für ihr Logis im Kerker 80 Centimes zu bezahlen, wohin man sie gebracht hatte, um sie vor der Wuth des Volkes zu beschützen." Die Regierung hatte damit die Loosung ausgegeben, und man wusste sich ihrer gut zu bedienen. Sofort schrieb der Pays: „So kann es nicht länger fortgehen; es sind hunderttausend Deutsche in Paris, sie sind ebenso viele Spione, die jeden Tag Berichte nach Berlin senden. Wir haben das Recht, auch von unserer Seite zu drohen. Geht es so fort, dann werden wir die ersten sein, um Vergeltung zu verlangen und zu nehmen. Die Regierung mag Acht geben, sie ist es, welche uns auf die gehässigen Massregeln in Deutschland aufmerksam gemacht hat, an ihr ist es, die nothwendigen Schritte zu thun. Versäumt sie ihre Pflicht, dann werden wir die Bevölkerung von Paris bitten, die unmittelbare Austreibung der Deutschen zu verlangen. Es ist schön, grossmüthig zu sein, aber man darf diess nicht bis zur Dummheit und Einfalt treiben." Der Constitutionel schrieb in demselben Sinne: „Das grosse preussische Volk, welches die Welt civilisiren will, beträgt sich gegen die in Deutschland wohnenden Franzosen wie die niedrigsten Stämme der Südsee-insulaner. Wenn unsere Landsleute sich in Berlin auf der Strasse sehen lassen, werden sie beleidigt und mit Steinen geworfen. Die preussische Regierung vertreibt täglich eine Anzahl französischer Familien, die grösstentheils ohne Gepäck an die schweizerische Grenze kommen, da Preussen Beschlag auf dasselbe legt, um die Kosten der Austreibung damit zu decken." Am 9. August drang der Figarro auf die sofortige Vertreibung der Deutschen ohne allen und jeden Unterschied, und drei Tage später kam die Sache im gesetzgebenden Körper zur Sprache. Der Minister Chevreau theilte mit, dass die Regierung beim Beginne des Krieges die Deutschen verhindert hätte, Frankreich zu verlassen, damit sie

das feindliche Heer nicht verstärken könnten, dass man aber seit zwei Tagen Massregeln ergriffen habe, um die Deutschen zu vertreiben und zwar solle mit den in Paris Anwesenden ein Anfang gemacht werden, innerhalb zweier Tage hätte man deren bereits 2400 verjagt und man werde sehr schnelle zu Werk gehen. Umsonst machte Pelletan die richtige Bemerkung, dass man zwei Fehler, zwei Verletzungen des Völkerrechts damit begangen, indem man die Deutschen zuerst zurückhielt und sie dann später vertrieb. Der Minister sah sich aber nur zur Erklärung veranlasst, dass die Massregel auch Ausnahmen zulassen würde. Dem Allem gegenüber erklärte der preussische Staatsanzeiger am 14. August folgendes: „Diese neueste Massregel der Gewalthaber in Frankreich ist nur ein Schritt weiter auf dem Wege der Gewalt, mit der der Krieg begonnen und bis jetzt geführt wurde. Indem wir uns dem einstimmigen Gefühl unserer Journale anschliessen, hegen auch wir das Vertrauen, dass die verbundenen deutschen Regierungen alles Mögliche thun werden, um unsern vertriebenen Brüdern alle Hülfe angedeihen zu lassen. Aber auch davon sind wir fest überzeugt, dass Deutschland im Bewusstsein seiner eigenen Würde und Ehre nicht so weit kommen soll, um an französischen Bürgern, welche ruhig in unserer Mitte wohnen, die durch die französische Regierung verübten Gräuel zu rächen. Auch der ungerechten und barbarischen Verfolgung gegenüber, mit denen man unsern deutschen Brüdern begegnet, werden wir dem ehrwürdigen Beispiel unserer Väter folgen und das Gastrecht der Franzosen, die im Vertrauen auf den Schutz unserer Gesetze den deutschen Boden betreten haben, achten." Der Erfolg hat diese Ueberzeugung nicht zu Schanden gemacht, denn Deutschland liess sich zu keinem Racheakt verleiten.

[17]) (S. 92) Wurde mit der Gründung des deutschen Reichs und der Einverleibung von Elsass und Lothringen das Recht verletzt?

Ich kann diese Fragen nur verneinend beantworten.

Die Gründung oder Herstellung des deutschen Kaiserreiches war die unmittelbare Vollendung des Werkes der Einheit. Ganz treffend ist das Urtheil Julian Schmidts: „Selbst gegen den Kaiserstitel waren wir Preussen voll Misstrauen, weil er uns an die Römerzüge erinnerte, an das Reichskammergericht, an den Hofkriegsrath, auf jeden Fall aber an die Pauls-

kirche. Wie ist jetzt alles Misstrauen verschwunden? Kein Pabst wird den neuen Kaiser krönen; der Kaiser ist nicht römisch, sondern deutsch, und selbst der Tropfen demokratischen Oeles, der bei der neuen Würde nicht fehlen mag, ist der ächten und wahren nationalen Gesinnung entnommen. Sinnlich ist die neue Würde, aber keine eilte Prahlerei; nur insofern ist sie sinnlich, wie es jedes ächte Symbol sein muss, um vom Volke gefühlt und verstanden zu werden. Das war es, was dem norddeutschen Bunde fehlte; dem Sachsen wollte es doch nicht recht ein, dass er gerade dem König von Preussen gehorchen musste; jetzt sagt der Sachse, der Baier, der Schwabe: *unser* Kaiser! Der Kaiser gehört auch ihnen ebenso gut, als den Preussen, er ist auch ihr Stolz, in ihm fühlen sie sich neben den andern Völkern geadelt."

Die Errichtung des deutschen Kaiserthumes darf also nicht ungünstiger beurtheilt werden, als die Gründung der deutschen Einheit selbst; wer diese verurtheilt, spricht gegen das Interesse Europas. Der krankhafte Zustand unseres Welttheiles, der sich in einem fortwährenden ängstlichen Hinblick auf Frankreich, als ob die Entscheidung über Krieg und Frieden nirgends anders gesucht werden müsste, als in Paris, und in der stets steigenden Angst vor einem Marsch der Franzosen an den Rhein äusserte, wurde besonders durch die Rechnung auf die deutsche Uneinigkeit, die man für einen festen Charakterzug der deutschen Stämme hielt, genährt. Es war nichts im Stande, um der Unruhe in Europa ein Ende zu machen, als die in alle Schichten durchgedrungene Ueberzeugung, dass der Geist des Rheinbundes ausgestorben war und man nicht länger nach dem grossen deutschen Vaterland suchen müsste. Wäre die deutsche Einheit schon früher vollendet worden, wäre nichts vorhanden gewesen, was bei Napoleon der Hoffnung Raum geben konnte, dass der Geist des Rheinbundes noch mit der alten Kraft fortlebte, gewiss, der blutige Krieg wäre nicht so leichtsinnig begonnen worden und ebensowenig hätte man ihn als einen Vergnügungszug nach Berlin betrachtet. Jetzt erst wird Frankreich mit Deutschland in Friede leben können, nun es vor demselben Respekt hat.

Ueber die Einverleibung von Elsass und Lothringen ist mehr zu sagen.

Deutschland hat sehr gut eingesehen, dass der Krieg das

Werk war, nicht von Napoleon allein, sondern von Frankreich, das seit Ludwig XIV. nur auf Eroberung deutschen Grundgebietes aus war. Es sah ebenso gut ein, dass Frankreich diesen Zug seines Charakters auch für die Zukunft nicht aufgeben würde. Die Worte, welche Bismark zu Jules Favre gesprochen: „Ihr werdet die Kapitulation von Sedan ebensowenig vergessen, als Waterloo und Sadowa, welch' letzteres euch doch nichts angeht" sind unwiderlegbar, aber ebenso unwiderlegbar ist dann auch der Schluss: „desshalb ist es auch nothwendig, dass Deutschland das Gebiet behält, welches seine Grenzen sichert, besonders die Stadt, welche den Schlüssel zu unserem Hause bildet."

Damit ist aber die Sache noch nicht erledigt. Ein Volk, so wenig als ein Individuum, hat das Recht, sich etwas anzueignen, was für seine Sicherheit, seine Ruhe, seine Entwicklung oder, was ihm sonst als nothwendiges Bedürfniss erscheinen möge, dienen kann. Es kommt also auf die Frage an: wird die Einverleibung der genannten Landestheile durch das Recht erlaubt oder verurtheilt?

Aber auch in dieser allgemeinen Fassung ist die Frage nicht richtig. Wir haben es hier mit bestimmten Landestheilen und auch mit ganz bestimmten Verhältnissen zu thun. Die Frage muss also so lauten: „Ist die Einverleibung unter den gegebenen Verhältnissen Recht oder Unrecht?"

Denn darüber kann wohl kein Zweifel bestehen, dass, wenn Deutschland den Krieg an Frankreich erklärt hätte, und zwar erklärt hätte ohne Grund und Recht, nur mit dem Zweck, um ihm die genannten Landestheile zu nehmen, und wenn es durch die Kraft seiner Waffen wirklich zum Ziele gekommen wäre, es sich des gröbsten Unrechts schuldig gemacht hätte, eines Unrechts, welches selbst durch die Berufung auf das Verhältniss dieser Landestheile zum früheren deutschen Reich nicht im geringsten entschuldigt worden wäre. Denn Deutschland hatte die frühere Abtretung an Frankreich ebenso sehr anzuerkennen und zu achten, wie Frankreich jetzt zur Anerkennung und Achtung der vollzogenen Abtretung dieser beiden Provinzen an Deutschland rechtlich verpflichtet ist.

Der Zustand war aber ein ganz anderer. Die alten Rechtsverhältnisse waren durch den Krieg aufgelöst und dieser Krieg, der keinen Schatten noch Schein von Recht hatte, war von

Frankreich ausgegangen; weder Deutschland, dem seine Einheit noch fehlte, noch selbst Preussen dachte an einen gegen Frankreich zu richtenden Angriff. In dem bekannten Bericht des Obersten Stoffel wurde ausdrücklich erklärt: „Preussen hat durchaus nicht die Absicht, Frankreich anzugreifen, es wünscht den Krieg durchaus nicht und wird Alles thun, was in seinen Kräften steht, um ihn zu vermeiden. Aber Preussen sieht klar genug, um zu begreifen, dass der Krieg, den es nicht wünscht, unvermeidlich ausbrechen wird, und es strengt alle seine Kräfte an, um nicht überrascht zu werden." Für jeden, der die Stimmung in Deutschland kannte, musste es feststehen 1) dass Deutschland keinen Krieg mit Frankreich wollte; 2) dass es vorraussah, dass dieser Krieg von französischer Seite nicht ausbleiben würde; 3) dass es fest entschlossen war, ihn, sobald er erklärt war, wie Ein Mann unter Preussens Leitung zu führen; 4) dass es eben so fest entschlossen war, um für den Fall des Sieges Lothringen und Elsass zu nehmen. Wurde es von Frankreich gezwungen, seinerseits im Kriegsspiel die Rheinprovinz einzusetzen, so sah es von französischer Seite diese alten Reichsprovinzen als den entsprechenden Einsatz.

War es nun ein Unrecht, dass es gerade diesen Preis festsetzte? Ich kann diess nicht einsehen. Seit wann gilt denn das Princip, dass unter die Friedensbedingungen keine Abtretung von Grundgebiet aufgenommen werden darf? Seit wann ist dieses Princip im Völkerrecht oder durch Theorie oder Praxis anerkannt? Nach manchem Kriege, der absichtlich als Eroberungskrieg unternommen wurde, hat Frankreich sein Grundgebiet vergrössert, warum soll ihm nun nach einem Kriege, den es wieder allein um einer Eroberung willen unternahm, sein Gebiet nicht verkleinert werden? Als in der bekannten Note vom 21. September 1815 die französischen Bevollmächtigten, welche im Namen Ludwigs XVIII. mit den alliirten Mächten unterhandelten, die ihnen vortheihafte Lehre der Unverletzlichkeit des französischen Grundgebietes nebst dem allgemeinen Gleichgewicht und andern derartigen Phrasen vertheidigt hatten, waren die Minister der andern Mächte so frei, ihnen am folgenden Tage zu antworten: „Man kann unmöglich annehmen, dass die französischen Bevollmächtigten bei den gegenwärtigen Unterhandlungen die sogenannte Theorie der Unverletzlichkeit des französischen Gebietes von Neuem aufs Tapet bringen wol-

len. Sie wissen nur zu gut, dass diese von den Häuptern und Aposteln des revolutionären Princips verkündete Lehre eines der schlechtesten Hauptstücke des willkürlichen Gesetzbuches ist, welches sie Europa auflegen wollen. Das hiesse ja vollständig die Gleichheit und Gegenseitigkeit zwischen den Mächten zerstören, wenn man das Princip aufstellen wollte, dass Frankreich ungehindert sein Gebiet ausbreiten, Provinzen erobern und mit seinem Lande vereinigen könne, um dagegen das ausschliessliche Vorrecht zu geniessen, nie etwas von seinen frühern Provinzen zu verlieren, weder durch Kriegsunglück, noch durch die in Folge desselben gemachten diplomatischen Dispositionen." Wenn diese Bemerkung im Jahr 1815 richtig war, warum sollte sie nicht auch für 1871 gelten? Und dieselbe Frage gilt auch von dem, was Gagern 1813 schrieb: „Gedanken der Vergeltung und der Rache, um von nun an ein Jahrhundert lang mit den Franzosen so umzugehen, wie sie mit uns thaten, liegen mir ferne; wohl aber hege ich die Hoffnung, dass man das Verlorene wieder bekommt. Gewiss muss man einen Friedenstraktat achten und die politische Moral wird es nie gut heissen, wenn man den Krieg wieder aufnimmt, nur weil man sich im Augenblick stark genug fühlt, um seine alten Rechte wieder geltend zu machen; hat aber der Krieg einmal begonnen, dann ist es sehr wohl erlaubt, sich der ganzen Vergangenheit zu erinnern, verständige Pläne auszusinnen und auszuführen, um den Kriegsthaten seines Heeres die Krone aufzusetzen und Sicherheit für die Zukunft zu erlangen." Hatte man das Recht, 1813 so zu sprechen, und den rechtmässigen Vertheidigungskrieg von einem muthwillig unternommenen Eroberungskrieg zu unterscheiden, warum sollte dann das Recht von 1813 im Jahr 1871 Unrecht geworden sein? Warum soll Deutschland nach einem Kriege, den es nicht zur Eroberung, sondern zur Selbstvertheidigung unternommen hat, nicht ebenfalls seine Grenzen verrücken können? Ein Eroberungskrieg ist ja nicht derjenige, welcher mit einer Eroberung endet, sondern der, welcher zu Eroberungszwecken unternommen wird. Frankreich hat im Jahr 1870 einen missglückten Eroberungs-, Deutschland einen mit den herrlichsten Siegen gekrönten Vertheidigungskrieg geführt.

Ueber Bürger, so behauptet man weiter, darf man nicht wie über leblose Dinge verfügen. Ich glaube, dass man mit diesen

schön klingenden Worten vielerlei aus dem Auge verliert. Denn: 1) Abtretung von Grundgebiet ist noch keine Abtretung von Bürgern; Hörigkeit besteht heutzutage nicht mehr und das Recht der Auswanderung bleibt unverletzt. Es ist zwar wahr, thatsächlich wird für die Meisten die Auswanderung unmöglich sein, aber man hüte sich doch, den Begriff eines Nachtheiles mit dem eines Unrechtes zu verwechseln. Der Arbeiter, der dem Gesetze von Nachfrage und Angebot gemäss seinen Lohn vermindert sieht, ist vielleicht ausser Stande, andere Existenzmittel zu suchen, er muss sich den harten Bedingungen thatsächlich, aber nicht rechtlich unterwerfen. Kann man behaupten, dass ihm Unrecht geschieht? Wird man ihn einen weissen Sklaven nennen können, während sein Zustand vielleicht noch ärger ist, als der eines Negersklaven? — Oder es lebt Iemand unter einer republikanischen Regierungsform und ist mit Leib und Seele derselben zugethan; der Gedanke, dass es zu einer Monarchie kommen wird, ist ihm vielleicht unerträglicher, als im August dem Elsässer die Aussicht, aus der Gewalt Kaiser Napoleons in die des Königs Wilhelm zu kommen. Die Monarchie wird aber trotz seines Widerspruches eingeführt und seine gesellschaftliche Lage erlaubt ihm nicht auszuwandern und er leidet unendlich mehr, als die meisten Belgier, als sie unter den holländischen Scepter kamen. Geschieht ihm aber desshalb Unrecht? 2) Niemand wird den Länder- und Völkerschacher gutheissen, wie er z. B. auf dem Wiener Congress stattgefunden hat. Aber ich frage wieder: Ist das, was im Frieden geschieht, weil man es am liebsten in dieser Weise regulirt sieht, mit derjenigen Regulirung gleichzustellen, welche als die Bedingung für die Beendigung des Krieges anzusehen ist? Was für normale Verhältnisse gilt, muss dies auch für ausserordentliche gelten? Was ich meinem stillen und friedlichen Nachbar nicht thun darf, darf ich ihm diess auch nicht thun, wenn er nicht mehr still und friedlich ist, sondern mich verrätherisch angreift, ohne nur einen Vorwand dazu zu haben, sondern mit dem Zwecke, mir alles zu nehmen, was mir theuer ist? Ist das begangene Unrecht, die verübte Missethat eine Thatsache, welche nur zwischen Individuen, aber nicht zwischen Völkern in Betracht gezogen werden kann? Wenn es nun aber zwischen Völkern nicht ganz unberücksichtigt bleiben darf, wer hat dann ausgemacht, dass die Strafe hier nur eine

Geldbusse sein darf, die sich lediglich auf einen Schadensersatz beschränken würde? — Man hat, auch bei uns, verschiedene Male auf die Ausschliessung der Bonapartes vom französischen Throne hingewiesen, man hat es lebhaft bedauert und als eine Verletzung des Völkerrechtes verurtheilt, dass auch gegenüber Napoleon III. die europäischen Mächte dieselbe nicht kräftig gehandhabt haben. Und doch, wenn je etwas mit dem Völkerrecht der normalen Verhältnisse im Streite war, dann war es sicher diese Ausschliessung. Trotzdem gieng sie von dem edlen von Stein aus und fand sie allgemeinen Beifall. Warum übersehen jetzt diejenigen, welche noch immer für dieselbe begeistert sind, jetzt, wo es sich um Elsass und Lothringen handelt, den Unterschied zwischen gewöhnlichen und aussergewöhnlichen Verhältnissen?
3) Ich anerkenne, dass die Strafe, welche im Verluste von Grundgebiet besteht, auf die verschiedenen Theile des schuldigen Landes in sehr ungleicher Weise drückt. Ist diess aber zu ändern? Es ist ja gerade die Absicht, dass der ganze Staat darunter leiden soll; die ungleichmässige Vertheilung ist unvermeidlich damit verbunden. Wäre England an Deutschlands Stelle gewesen, so wäre zwar nicht der Elsass, aber eine französische Kolonie der Preis gewesen, wie auch Frankreich, wenn es England besiegen würde, sicher keinen Theil Schottlands, sondern die englischen Inseln an der französischen Küste oder vielleicht ebenso eine der englischen Besitzungen in Asien verlangen würde. Hätte Frankreich über Deutschland gesiegt, so wäre ihm gewiss nicht Pommern, sondern die Rheinprovinz und die baierische Pfalz zum Opfer gefallen. Der Ausgang des Krieges bringt ebenso ungleiche Lasten mit sich, als der Krieg selbst. Die Grenzprovinzen sind tausendmal grössern Leiden ausgesetzt, als die weit von der Grenze abgelegenen Distrikte. Es ist diess eine der zahllosen Beschwerden gegen das Kriegführen im Allgemeinen. Wird aber der Krieg einmal geführt, dann ist es thöricht, darüber zu klagen, wenn die Ursache von den nothwendigen Folgen begleitet ist. Wer würde, wenn unser Land im Osten angegriffen wird, nicht lieber ein Bürger von Delft, als von Arnheim, oder, wenn der Angriff vom Süden aus stattfirden würde, nicht lieber von Groningen, als von Breda sein? Hätten desshalb Arnheim und Breda ein Recht, sich zu beklagen, dass sie unendlich mehr leiden, als Delft oder Groningen? Wer ist ärger daran, als der Bürger einer vom Feinde belagerten Fes-

tung? Gibt auch der Staat, zu welchem dieselbe gehört, nachher die reichste Geldentschädigung, so ist der Geldverlust vielleicht doch nicht der hundertste Theil dessen, was sie gelitten hat. Es ist hart, aber nicht zu ändern. Die Festung, welche erbaut wurde, um zu vernichten, ist auch gebaut, um vernichtet zu werden. So unvermeidlich es also ist, dass die Grenzgebiete am meisten von den Gräueln der Verwüstung heimgesucht werden, ebenso unvermeidlich ist es, dass sie allein und kein anderer Theil des Landes beim Friedensschluss in den Besitz des siegreichen Feindes übergehen können. Es ist lächerlich, über eine ungleiche Vertheilung zu jammern, wenn letztere ebenso nothwendig ist, als das unumstösslichste Naturgesetz.

Aber die Bewohner von Elsass und Lothringen — und mit diesem Nothschuss glaubt man Alles zu gewinnen — wollen keine Deutsche werden, sie wollten, wenigstens die Mehrzahl, Franzosen bleiben und freie Menschen dürfen nicht gegen ihren Willen einem Staate einverleibt, welchen sie hassen, von einem Lande getrennt werden, welches sie lieben. Hätte man sie abstimmen lassen und hätten sie sich dann für die Annexion entschieden, so wäre ihnen kein Unrecht geschehen; aber man wagte es nicht, es auf ein Plebisscit ankommen zu lassen. Dieser oft gehörte Beweis hat in meinen Augen, und kann man sich dafür auch auf Hugo Grotius berufen, nicht den geringsten Werth, ja er scheint mit den ersten Principien des Rechts und der Staatslehre in Widerspruch zu stehen. Er ist eine Waffe, welche ins Arsenal der Revolution gehört. Die Elsässer — um der Kürze wegen nur von diesen zu sprechen — sind freie Menschen, so behauptet man. Ich antworte: Nein, sie sind Bürger von Frankreich und durch dieses ihr Verhältniss zum französischen Staat ist ihre Freiheit sehr bedeutend beschränkt. Ihre Staats- und völkerrechtlichen Beziehungen hängen nicht von ihnen, sondern von dem Staate ab, zu welchem sie gehören. Diess gilt ebensogut für Frankreich, wie für jeden andern Staat. Abtretung von Grundgebiet kann nie das Werk der Bürger sein, welche den abgetretenen Theil bewohnen, es ist einzig und allein das Werk ihres Staates und derjenigen Faktoren, welche der Verfassung gemäss von diesem Staate mit dieser Machtvollkommenheit ausgestattet sind. Wer hiemit nicht zufrieden ist, wer ein Plebisscit, nicht einmal des ganzen Volkes, sondern eines kleinen Theiles desselben

hier für nothwendig hält, der löst die Einheit des Staates auf und gibt seine Zukunft der Willkür einer grössern oder geringern Anzahl seiner Bürger Preis. Beharrt man bei dieser Ansicht, dann ist auch das Urtheil über die Gewaltthätigkeit des Nordens der Vereinigten Staaten von America gesprochen, welche den freien Süden zwangen, gegen seinen Willen bei der Union zu bleiben. Wenn es von den Elsässern abhängen soll, ob sie französisch oder deutsch sein wollen, warum gesteht man dann den Limburgern nicht das gleiche Recht zu, sich, wenn es ihnen gefallen sollte, mit Belgien zu verbinden? Eine feste Staatsordnung ist bei solchen Principien unmöglich, eine Anarchie, grösser, als sie irgendwo bestanden hat, wäre die unvermeidliche Folge. Es ist kein Wunder, dass die ganze Plebisscitslehre eine Frucht des Bonapartismus, ein verderblicher Mischmarsch von Tyrannei und Revolution ist. Ueberdiess, wer ist so blind, um nicht zu sehen, dass das so feurig verlangte Plebisscit nichts anders, als eitler Schein sein kann? Ich will nicht einmal von Nizza und Savoyen sprechen, wo sich die Freiheit der Bestechung oder des Mannes, dem man die Pistole auf die Brust gesetzt hat, zeigte und wo man die niederträchtigsten Mittel gebrauchte, um zum Ziele zu gelangen, ich will sogar annehmen, dass man im Elsass die Freiheit der Stimmung nicht verkümmert hätte; würde aber dadurch die Sache verändert werden? Hätten dann die Elsässer, wenn sie Frankreich wirklich liebten, gegen die Einverleibung stimmen können? Gewiss ebensowenig, als am 1. März die Nationalversammlung die Friedensbedingungen verwerfen konnte, ohne das Land dem gewissen Untergange Preis zu geben.

Ich habe hier nur vom *Recht* gesprochen, nicht von der Grossmuth. Auch mir vielleicht könnte der Gedanke wünschenswerth erscheinen, dass der Friede zu Stande käme, ohne dass Frankreich einen Theil seines Grundgebiets hätte verlieren müssen. War aber diese Idee praktisch zu verwirklichen? Wäre eine solche Grossmuth kein Verbrechen gegen Deutschland und gegenüber Frankreich nicht vollständig zwecklos gewesen? Hätte auch Frankreich kein Grundgebiet verloren, so hatte es doch seinen Ruhm verloren. Die Grossmuth, die so verlockend schien, hätte keine andere Folge gehabt, als dass Frankreich, sobald es diesen Ruhm wieder zu gewinnen suchte, stärker und Deutschland schwächer gemacht worden wäre.

Ich stimme ganz überein mit dem, was ein Deutscher über diesen Gegenstand sagt; zumal es auf der einfachsten Wahrheit beruht:

„Alexis de Tocqueville, der edelste und grösste Charakter der neuern französischen Geschichte, der das Verbrechen des 2. Dezember mit blutigen Farben geschildert hat, bekannte, dass er Napoleon Alles vergeben würde, wenn es ihm glückte, den Rhein für immer zur Grenze zu machen.

„In dem gegenwärtigen Riesenkampfe handelt es sich um nichts Geringeres, als darum, um der falschen Auffassung von Frankreichs Aufgabe, wie sie von Richelieu her datirt, ein Ende zu machen. Diess mag keine Kleinigkeit sein und war auch des Schweisses und des Blutes der Edlen werth, die ihr Leben verloren, denn es räumt eines der grössten Hindernisse aus dem Weg, die der Blüthe unseres Vaterlandes entgegenstanden. Hätten wir in falsch verstandener Grossmuth den Frieden nach Sedan geschlossen, von jeder Regierung, welche auf die kaiserliche folgte, wäre Rache für Sedan die Loosung geworden, Frankreich hätte seine Stellung im Osten Preis gegeben, um sich uns gegenüber der russischen Allianz zu versichern uud nach wenigen Jahren hätten wir uns gezwungen gesehen, im Osten und Westen zugleich Widerstand zu bieten.

„Dieser Gefahr, der grössten, die Deutschland bedrohen kann, darf unsere Zukunft nicht aufgeopfert werden. Desshalb muss der Kampf so lange fortgesetzt werden, bis die Kraft Frankreichs, um uns zu schaden, für geraume Zeit gebrochen ist, in jedem Falle aber sich an einer strategisch starken Grenze brechen muss."

Noch eine Bemerkung, die mit dem Rechtsstandpunkt übrigens auch nichts zu schaffen hat. Ich weiss, dass — um Riehls Worte zu gebrauchen — nicht nur der Elsass französisch, sondern auch die Elsässer beinahe Franzosen geworden sind. Freilich auf eigenthümliche Weise. Das kräftige deutsche Element im Elsass ist den Franzosen durchaus kein Geheimniss, und Männer, wie Renan, bedauern gerade desshalb den Verlust dieses Grenzlandes, weil es so besonders dazu geeignet war, deutschen Geist und deutsche Wissenschaft den Franzosen mitzutheilen. Was die Elsässer zu Franzosen machte, ist denn auch durchaus nicht die Uebereinstimmung des Volkscharakters, sondern vielmehr, ausser den Interessen des Handels und der

Industrie, beinahe ausschliesslich die politische Bedeutung Frankreichs gegenüber derjenigen von Deutschland, welche sie enge mit dem ersteren verband. Vor der grossen französischen Revolution — so schrieb Varnhage von Ense über Strassburg — „fühlte sich noch Jedermann den Deutschen stammverwandt und suchte man eifrig die alten Sitten und Gebräuche zu bewahren. Die Sprache, die Religion, die Volkstracht, die Städteverwaltung, Alles stand dem französichen Einflusse im Weg, der vom Hofe aus nur katholisch und absolutistisch sein konnte. Aber als die Freiheitsideen von Paris ausgiengen, als alles bisher Gefürchtete verschwand und die schönste Hoffnung an die Stelle desselben trat, alsdann mussten sich alle Schleusen öffnen und die wogende Fluth konnte einströmen. Mit der Freiheit und dem Bürgersinne verbrüderte man sich ohne Bedenken, mit den wiedergeborenen Franken wollte man gerne Ein Volk sein; die schwachen Fäden der alten Sitten waren den neuen geistigen Banden gegenüber nicht stark genug." Noch mehr und im Besondern ist diess im Werke von v. Löher: „Aus Natur und Geschichte von Elsass-Lothringen" entwickelt. — Ich glaube, dass auch hier die Vergangenheit eine Bürgschaft für die Zukunft ist. So lange Zeit, als es bedurfte, um die Elsässer zu Franzosen zu machen, wird nicht nothwendig sein, um sie wieder zu Deutschen zu machen. Was aus Frankreich werden wird, ist zum Mindesten genommen, unsicher; mit Ausnahme der grossen Städte findet die Republik wenig Beifall. Wird die Monarchie wieder hergestellt werden? Wird der verfluchte Bonapartismus wieder ans Ruder kommen? Niemand kann sagen, dass diess unmöglich ist. Wird dann Ruhe und Friede herrschen? Die grossen Städte sind auch nicht gesinnt, ihre Ansichten Preis zu geben und die Wiedereinsetzung Napoleons ist mit allem Recht und aller Sittlichkeit so im Streit, dass selbst der wärmste Freund der Ordnung nur mit Entsetzen daran denken könnte und lieber Alles ertragen würde, als sich aufs Neue der personificirten Schlechtigkeit zu unterwerfen. Wird bei dem Schicksal, dem Frankreich entgegengeht, der Elsass für die Vortheile, welche aus seiner Vereinigung mit Deutschland ihm erwachsen, die Augen verschliessen? Ich glaube es kaum. Ich las dieser Tage einen Brief aus Strassburg von dem Grafen von Dürkheim-Montmartin. Er hatte die bekannte Deputation nach Berlin begleitet, um so viel als möglich für den Elsass

zu erlangen. Er erklärt, dass es der ernsthafte Wille nicht nur aller denkenden und gebildeten Deutschen, sondern hauptsächlich derjenigen sei, von deren Stimme das Loos der annektirten Gebiete abhänge, „die geschlagenen Wunden zu heilen, eine Regierung einzusetzen, welche die Gemüther versöhnt und die Interessen befriedigt, und das Land nicht als ein erobertes Gebiet, sondern als eine Provinz, die in allen Beziehungen mit Deutschland gleichberechtigt sei, zu behandeln." Dieser Stimmung der Deutschen sicher is er nicht minder fest davon überzeugt, „dass, wenn an der andern Seite der Vogesen Alles verfault und zusammenstürzt, an der andern Seite des Rheines eine gesunde Kraft vor den Elsässern steht, an welche sie sich ihrer Pflicht gemäss und zum Heile ihres Landes unbedingt anschliessen müssen, wenn es wenigstens ihr Wunsch ist, dass auch ihr Elsass einer kräftigen Zukunft entgegengehen soll." Das deutsche Organisationstalent wird hier ein reiches Feld der Thätigkeit finden, um eine Menge von Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist aber auch zu grossen Dingen fähig und wenn es wacker an der Arbeit bleibt, wird es die Stimmung im Elsass bald verändern sehen.

























